



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

9. JAHRGANG  
APRIL - JUNI 1980



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Redaktionsausschuß: Dr. P. Anstett, Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann,  
Dr. H. Schach-Dörges, Dr. Wolfgang Stopfel  
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Wolf Deiseroth	
Die Weststadt von Heidelberg	
Ein Beispiel gründerzeitlicher Stadtentwicklung	37
Egon Schallmayer	
Das Wagbachkastell, ein römisches Erdkastell in der	
Gemarkung Waghäusel-Wiesental, Kreis Karlsruhe	51
Joachim Hahn	
Eine aurignacienzeitliche Menschendarstellung aus dem	
Geißklösterle bei Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis	56
Hartmut Schäfer	
Burg, Schloß und Stadt Marbach am Neckar	59
Erhard Schmidt	
Schloß Liebenau in Meckenbeuren, Bodenseekreis	
Betrachtungen zur Geschichte und baulichen Entwicklung	70
Peter Schubart	
„Beruf Photograph in Heidelberg	
Ernst Gottmann sen. und jun. 1895–1955“	
Zur Ausstellung im Heidelberger Kunstverein	74
Personalia	76
Mitteilungen	77

**Titelbild:** Marbach am Neckar, Grabungsgelände auf dem ehemaligen Schloßbereich, Fundamente des Wehrturms der mittelalterlichen Stadtburg, die wohl kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde. Im Hintergrund die südliche Stadtmauer.  
Zum Beitrag Hartmut Schäfer: Burg, Schloß und Stadt Marbach am Neckar



# Wolf Deiseroth: Die Weststadt von Heidelberg

## Ein Beispiel gründerzeitlicher Stadtteilentwicklung

*Die Baukunst der Gründerzeit, noch vor Jahren allgemein wenig beachtet und höchstens als Reservat einer kleinen Gruppe von Fachleuten und Nostalgikern abgestempelt, erfreut sich heute einer zunehmend wachsenden Wertschätzung. Daß die Architektur des letzten Drittels des 19. bis frühen 20. Jahrhunderts wesentlich zur Ausprägung und Repräsentanz unserer Stadtbilder beigetragen hat, wird heute, angesichts der Trostlosigkeit moderner Trabantenstädte und Hochhaussilos, vielerorts schmerzlich begriffen. Einer der Gründe dieser neuen Sensibilität liegt zweifellos in der durch Übertechnisierung und Funktionalismus bewirkten allgemeinen Irritation, die einer heute überall sichtbaren Rückbesinnung auf Traditionswerte Vorschub leistete und zu verstärkten Reaktionen auf die jahrelang ungehinderte Zerstörung unserer historischen Stadt- und Dorfkerne geführt hat.*

*Während man sich bereits in den 60er Jahren für die Erhaltung von Altstädten als schutzwürdige Gesamtheiten einzusetzen begann (in Südbaden sogar schon ab 1949),*

Der Begriff „Weststadt“ ist modern. Er entstammt der neueren Stadtplanungsgeschichte Heidelbergs. Gebräuchlich wird er in der Zeit zwischen 1924 und 1938, als die Stadtverwaltung in Verbindung mit dem Projekt einer Verlegung des Hauptbahnhofs nach Westen erste planerische Schritte zu einer durchgreifenden Neugestaltung ihrer westlichen Industrie- und Wohnvororte unternimmt. Als „Weststadt“ bezeichnete man in diesem Zusammenhang das Siedlungsgebiet westlich und südwestlich der Altstadt, zwischen Neckarufer, ehemaligem Schlachthof, ehemaligem Güterbahnhof, Ringstraße und Gaisbergtunnel. Das Gebiet umfaßte drei Heidelberger Stadtbezirke: das heutige Bergheimer Viertel (eine Neugründung nach 1850) zwischen Neckarufer und heutiger Kurfürstenanlage, den ehemaligen Speyerer Baubezirk zwischen westlicher Kurfürstenanlage (ursprünglich Bahngelände), heutigem Hauptbahnhof und Ringstraße und den ehemaligen Rohrbacher Baubezirk südlich der Bahnhofstraße.

Im heutigen Sprachgebrauch wird unter der Weststadt Heidelbergs im wesentlichen der alte Rohrbacher Baubezirk verstanden, das Wohnviertel südlich der Kurfürstenanlage zwischen Bahnhofstraße – Ringstraße, Gaisbergtunnel (mit Bahnkörper) und Gaisberghang (vgl. Abbildungen 1 und 2).

Die Entwicklung der Weststadt zum Vorstadtwohnviertel der Gründerzeit steht baugeschichtlich in engem Zusammenhang mit der Großstadtentwicklung Heidelbergs. Sie ist gleichsam identisch mit der Frühphase der großstädtischen Umstrukturierung des westlichen Altstadtgebietes.

*wurde der Wert gründerzeitlicher Stadterweiterungen erst relativ spät erkannt. Auch hier mußten schwere, den Kriegszerstörungen teilweise kaum nachstehende Verluste an städtebaulicher Substanz hingenommen werden, bevor sich erste Stimmen für eine Erhaltung beziehungsweise Teilerhaltung solcher Stadtviertel erhoben und das weitverbreitete Vorurteil gegen die Gründerzeit abzubauen begannen. Vor allem in den letzten Jahren ist die Erkenntnis gewachsen, daß unsere Städte nicht allein in ihren Kerngebieten (ihren „Traditionsinseln“) erhaltenswert sind, sondern gegebenenfalls auch in ihren von der Frühzeit des Industriezeitalters mitgeprägten Stadterweiterungen des Historismus geschützt werden sollten.*

*Wie sehr Stadtteile der Gründerzeit in einer Stadtgesamtheit mitsprechen und in ihrer Vorortfunktion eine wesentliche Phase der Stadtgeschichte darstellen können, läßt sich am Beispiel Heidelbergs belegen, dessen Weststadt als ein herausragendes Beispiel gründerzeitlicher Stadtteilentwicklung im südwestdeutschen Raum gelten kann.*

Schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts setzt dort, in der sogenannten Vor-Altstadt, der Ausbau der Hauptstraße zur Hauptgeschäftsstraße ein. Neue und größere Gebäude, darunter Wohn- und Geschäftshäuser, Hotels und Institutsbauten, entstehen und schließen das ehemals locker gegliederte, von zahlreichen Gärten und Gartenhäusern des 18. und 19. Jahrhunderts geprägte Straßenbild. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeigen die westliche Hauptstraße, die meisten der sie kreuzenden Querstraßen sowie die südlichen Parallelstraßen, Plöck- und Leopoldstraße (heute Friedrich-Ebert-Anlage) bereits typische Merkmale gründerzeitlicher Stadtgestaltung. Neben die (vielfach auch anstelle der) meist bescheideneren Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Barock und Klassizismus treten neue, in Materialgestaltung und Gliederung, meist auch in ihrer Ausdehnung aufwendigere Repräsentationsbauten des Historismus.

Die westlichen und südlichen Altstadtgrenzen, schon in den 40er Jahren weitgehend überbaut, werden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollends überschritten; der Anschluß des westlichen Vorfeldes an die Altstadt beginnt sich nun auch städtebaulich zu vollziehen.

Entwicklungsgeschichtlicher Ausgangspunkt der Weststadt ist der Bau des ersten Heidelberger Bahnhofs an der Rohrbacher Straße, nördlich der Bahnhofstraße, mit dem 1840 die Strecke Heidelberg–Mannheim und wenige Jahre später auch die Strecke Heidelberg–Karlsruhe eröffnet wird. Die Bebauung des westlichen beziehungsweise südwestlichen Altstadtvorfeldes geht zunächst aber nur zögernd voran. Der 1830 im Gebiet des heutigen Seegartens





1 DIE STADTEILE BERGHEIM UND WESTSTADT gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Ausschnitt aus dem Heidelberger Stadtplan von 1895.

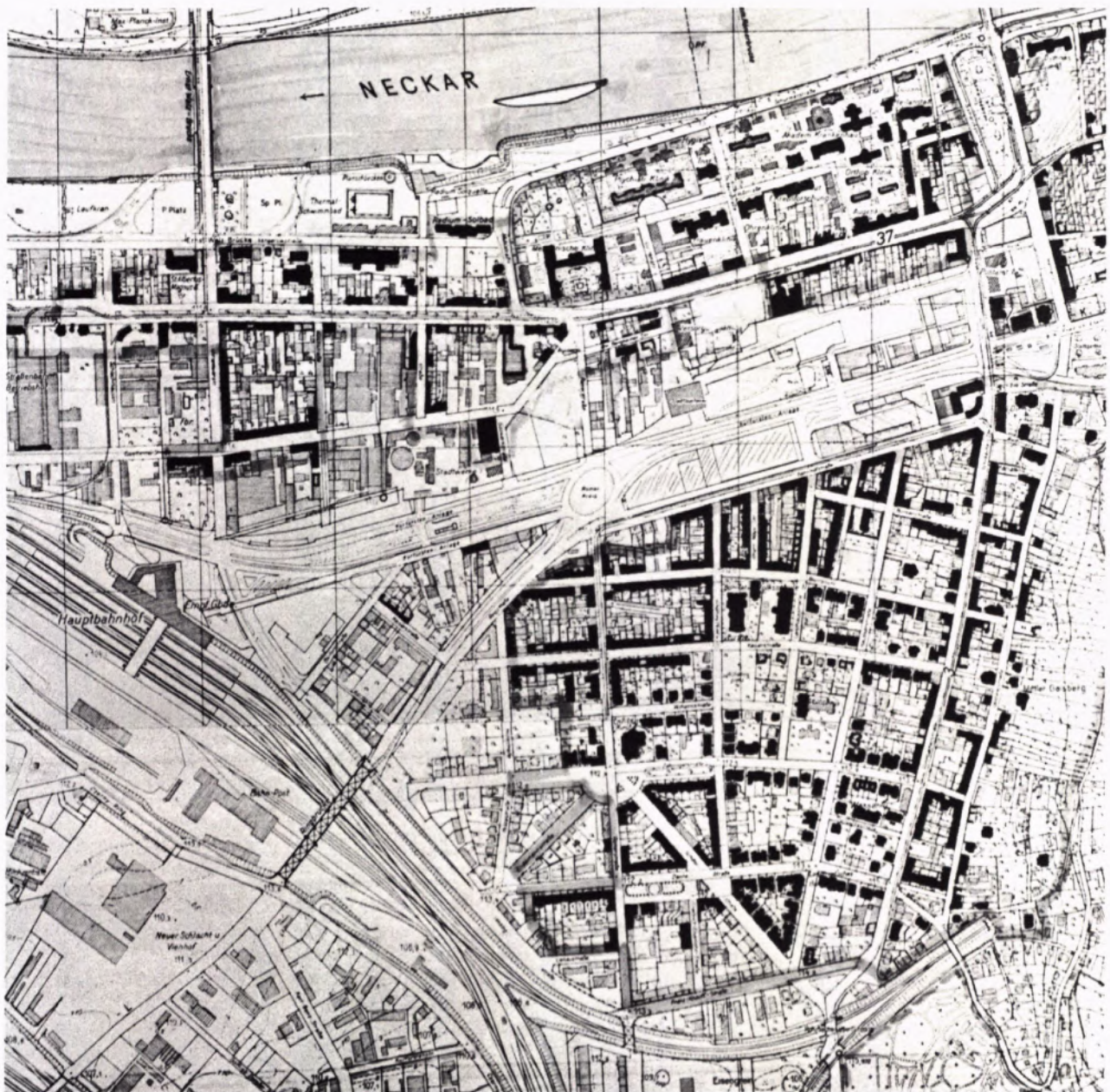
angelegte Botanische Garten und das 1840/41 erbaute erste Vorstadthotel Heidelbergs (Schrieder) sind neben dem Bahnhof eine Zeitlang die einzigen städtebaulichen Akzente. Bis in die späten 60er Jahre des 19. Jahrhunderts bleibt das Weststadtgebiet, mit Ausnahme einiger bäuerlicher Anwesen und Privathäuser, unbesiedelt. Schon 1847 ist indessen eine erste rasterartige Felderung des Weststadtelandes geplant, nachdem wenige Jahre zuvor südöstlich der Rohrbacher Straße mit der Anlage des Bergfriedhofes als neuem Heidelberger Hauptfriedhof begonnen wurde. Der erste Bebauungsplan wird 1861 vom Gemeinderat beschlossen. 1866 bis 1877 erfolgt dann die planmäßige Parzellierung des gesamten Gebiets zwischen Bahngelände und Rohrbach. In die Parzellierung mit einbezogen wird auch die alte nach Schwetzingen führende Maulbeerbaumallee des 18. Jahrhunderts, die später als sogenannte Alleestraße die eigentliche Südbegrenzung des Stadtteils bildet und die noch heute im leichten Schrägverlauf der Franz-Knauff-Straße und ihrer westlichen Fortsetzung durch Heinrich-Lanz-Straße und Baumschulenweg ablesbar ist.

Die erste wesentliche Wachstumsphase der Weststadt fällt in die 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts. Für die städtebauliche Entwicklung sind dabei vier Faktoren ausschlaggebend:

a) der nach Eröffnung der neuen Eisenbahnlinien sprunghaft ansteigende Fremdenverkehr, durch den der Bau mehrerer großer Hotels in Bahnhofsnähe gefördert wird (darunter die Hotels Schrieder, Europa, Victoria sowie das ehemalige Grand-Hotel, heute Polizeidirektion) und der überdies zum Ausbau des südwestlichen Altstadtvorfeldes (zwischen Bahnhof-, Leopold- und Sofienstraße) zu einem großbürgerlichen Entree mit Villen, Gärten und Promenaden führt (Abbildungen 6 bis 9);

b) das mit der steigenden Attraktivität Heidelbergs als Fremdenverkehrsort zusammenhängende rasche Anwachsen der städtischen und akademischen Bevölkerung, deren wohlhabendere Schichten in verstärktem Maße aus der Altstadt in die landschaftlich reizvolle Umgebung vor allem der Hanglagen beiderseits des Neckars drängen und hierbei





2 DIE STADTEILE BERGHEIM UND WESTSTADT heute; mit Kennzeichnung der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als schutzwürdig erachteten Gebäude und Anlagen.

auch von den geographischen, klimatischen und verkehrsmäßigen Vorteilen der sich gerade entwickelnden Weststadt angezogen werden;

c) der sich ab 1852 (mit dem Bau des städtischen Gaswerkes) vollziehende schwerpunktartige Ausbau des benachbarten Bergheimer Viertels zum neuen Industriegebiet Heidelbergs, mit dem gleichzeitig die kontinuierliche Weiterentwicklung der Weststadt als Wohnviertel gehobenen Anspruchs garantiert ist,

d) und schließlich der Bau der neuen Neckarbrücke zwischen Neuenheim und Heidelberg (1875/77), der zu einer die Weststadt stark berührenden Verkehrsbelebung führt. Mit dem Brückenbau wird die direkte Verbindung zwischen den Einzugsgebieten der nördlichen und der südlichen Bergstraße hergestellt, wobei sich die östliche Hauptachse der Weststadt, die Rohrbacher Straße, zur Hauptgeschäftsstraße des Stadtteils entwickelt.

Die zunächst punktuelle Bautätigkeit der 70er und 80er Jahre erhält 1891 mit der Verabschiedung eines zweiten

Bebauungsplanes ihre endgültige Regelung. Für die Weststadt wird die offene Bauweise im sogenannten Landhausstil vorgeschrieben. Betroffen ist davon insbesondere das Mittelgebiet zwischen Gaisberg-, Blumen-, Römer- und Dantestraße, in dem die meisten der anspruchsvolleren Einzelbauten entstehen. Um die Jahrhundertwende wird auch geschlossene Bauweise mit Reihen- oder Zeilenhäusern zugelassen, bleibt jedoch mehr auf die nordwestlichen und südwestlichen Außenbezirke der Weststadt sowie auf Teile der Rohrbacher Straße und der Gaisbergstraße beschränkt.

Die wichtigsten Gestaltungsvorschriften von 1891 sind neben der offenen Bebauung mit Villen und Landhäusern: die Rücknahme der Baufluchten von den (straßenseitigen) Grundstückslinien zur Schaffung von Vorgärten und die Anlage von Promenaden und öffentlichen Parks, wie sie dann an Dantestraße, Zähringerstraße und Wilhelmsplatz realisiert werden.

Einen Hauptakzent der Weststadtplanung der frühen 90er Jahre des 19. Jahrhunderts bilden die Römerstraße sowie





3 NORD- UND MITTELABSCHNITT DER WESTSTADT von Westen (freigegeben vom Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 0/12706); am oberen Bildrand die Hanglagen des Gaisberges, links oben der Westteil der Altstadt mit dem Geschäftszentrum an Bismarckstraße/Rohrbacher Straße, links der Komplex moderner Verwaltungsbauten nördlich der Bahnhofstraße.

die Anlage des Straßenfächers Endemann-, Römer-, Schillerstraße, der – von einem halbrunden Platz an der Südseite der Zähringerstraße (dem Kopfende der Römerstraße) ausgehend – ursprünglich mit allen drei Strahlen auf die alte Maulbeerbaumallee (später Alleestraße) ausgerichtet ist. Das Gesamtkonzept dieses Fächers wird allerdings 1908/09 durch den Bau des Gaisbergtunnels und die damit verbundene ringförmige Neuführung des Gleiskörpers nach Osten beschnitten, so daß nur mehr die Osthälfte des Dreistrahl-Grundrisses (einschließlich der Römerstraße) und der Ostteil des Platzhalbrundes ganz zur Ausführung kommen, während der Westteil (mit Endemann-, Lenau- und Franz-Knauff-Straße) Rudiment bleibt (vgl. Plan 1 und 2).

Mit dem Bau des Gaisbergtunnels (1907/09) ist nicht nur die Flächenausdehnung der Weststadt, sondern auch die Hauptphase ihrer gründerzeitlichen Entwicklung weitgehend abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt besitzt das Wohnviertel neben zahlreichen Villen, Mehrfamilienhäusern, kombinierten Wohn- und Geschäftshäusern sowie repräsentativen Mietshauszeilen auch die für sein Erscheinungsbild und seine Stadtteilautonomie wesentlichen Großbauten: Landhausschule (1886), St.-Josephs-Krankenhaus (1890), katholische St.-Bonifatius-Kirche (1898/1903) und evangelische Christuskirche (1902/04). Mit dem Auszug des einzigen großen Industriebetriebes der Weststadt, der Fuchsschen Waggonfabrik, aus dem Gelände zwischen Bahnhofstraße, Häusserstraße, Blumen- und Landhausstraße (um 1900) ist das Wohngebiet endgültig arrondiert. 1911/12 wird mit dem Ausbau des Straßendreiecks Dantestraße–Häusserstraße–Schillerstraße die südliche Bebauungslinie an der Franz-Knauff-Straße erreicht.

Die baulichen Aktivitäten der 20er Jahre konzentrieren sich im wesentlichen auf den Südteil und auf die südwestlichen Randlagen der Weststadt. Neben einigen Villen (an der Häusserstraße) entstehen mehrere größere Wohnblöcke an der Dantestraße (Ecke Römerstraße), der Rohrbacher Straße sowie an der Franz-Knauff-Straße. Das umfangreichste Vorhaben der 20er und 30er Jahre, die (erstmalig bereits 1903/04 geplante) Verlegung des Bahnhofs nach Westen, wird dagegen durch den zweiten Weltkrieg verhindert.

Nach Aufgabe des alten Bahnhofs, 1955, entsteht der neue, größere Tiefbahnhof an der jetzigen vorgeschobenen Position. Ziel der Freigabe des Bahngeländes ist die stärkere Anbindung der Weststadt an Bergheim und an die Altstadt. Dazu wird der ehemalige Gleiskörper in eine breite, mehrspurige angelegte und begrünzte Verkehrsachse umgewandelt, eine Maßnahme, die sich heute allerdings eher als eine entschärfte Modifizierung der seit Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmenden Trennzone entlang der Bahnhofstraße erweist. Dieser Eindruck wird durch die am Nordrand der Bahnhofstraße errichteten modernen Behördenbauten (einschließlich des Parkhauses an der Westseite des Hotels Schrieder) noch unterstützt (Abbildung 3). Zumindest in der Anlage intakte Verbindungen mit der Altstadt und Bergheim haben sich heute nur mehr mit der Rohrbacher Straße sowie der Achse Gaisbergstraße–Sofienstraße erhalten.

Wie die meisten übrigen – vom Kriege unzerstörten – Stadtteile Heidelbergs erfährt auch die Weststadt in den 50er und 60er Jahren einige spürbare bauliche Eingriffe und Veränderungen, unter anderem im Bereich der Rohrbacher





4 ST. BONIFATIUS, eine der beiden Kirchen der Weststadt; erbaut 1898 bis 1903 von Ludwig Meier im romanischen Stil.



5 DIE EV. CHRISTUSKIRCHE im Mittelabschnitt der Weststadt, erbaut 1902/04 von Hermann Behaghel.

Straße und an den südlichen und westlichen Randzonen. An der Rohrbacher Straße werden die Ladenzonen zahlreicher Geschäftshäuser modernisiert und Teile der alten Bebauung durch moderne Geschäftsneubauten ersetzt, die das Erscheinungsbild vor allem der Ostseite heute deutlich mitbestimmen: so an der Hans-Böckler-Straße, weiter auch im Bereich gegenüber der Kaiserstraße sowie zwischen Schlosser- und Dantestraße.

#### Grundriß und Straßenverlauf

Wirft man einen Blick auf die beiden Übersichtspläne der Weststadt (Abbildungen 1 und 2), so fällt ein deutliches Divergieren des Straßenrasters von Osten nach Westen auf. Sind die Hauptachsen der Osthälfte – Gaisbergstraße, Rohrbacher Straße und Häusserstraße (letztere als jüngere Westparallele) – noch auf die Altstadt orientiert, so zielt die Hauptachse der Westhälfte, die Römerstraße, auf einen Kernpunkt des Bergheimer Viertels: das 1880 hierher verlegte, 1922 durch die Ludolf-Krehl-Klinik ersetzte Botanische Institut mit seinem weitläufig angelegten Garten.

Mit dieser Achsendrehung ist ein wesentlicher Abschnitt der Weststadtentwicklung zwischen 1861 und 1891 – gleichsam als Reaktion auf die Gesamtentwicklung des nordwestlichen Altstadtvorfeldes – umschrieben. Als die eigentliche städteplanerische Leistung stellt sich dabei die Dreistraßanlage Endemann-, Römer- und Schillerstraße dar. Mit ihr werden die beiden divergierenden Systeme des Weststadtgrundrisses (sichtbar vor allem am spitzwinkligen Zusammenlauf von Häusserstraße und Kleinschmidtstraße) gleichsam koordiniert und zu einem erlebbaren Ganzen verbunden.

#### Bauweisen, Materialgestaltung, Stilformen

Trotz der um 1900 zunehmenden baulichen Verdichtung der Weststadt überwiegt auch heute noch die ursprünglich verbindliche offene Bauweise. Sie repräsentiert besonders die reicheren bürgerlichen Wohnlagen zwischen Gaisberghang im Osten und Römerstraße im Westen. Bevorzugter Haustyp dieser Wohngebiete ist die meist zweigeschossige Villa, ein palais- oder landhausartiges Wohngebäude mit umgebendem oder auch vorgezogenem Garten. Sehr beliebt sind Doppelvillen mit gleichartigen oder unterschiedlich gegliederten Hausteilen, mit Vorgärten, Gartenportalen oder -einfahrten. Einzel- und Doppelvillen der genannten Art finden sich an Gaisbergstraße und Wilhelm-Erb-Straße, in dichter Folge dann an Blumen-, Dante-, Häusser- und Kaiserstraße sowie an Kleinschmidt-, Landhaus-, Treitschke-, Wilhelm- und Zähringerstraße. Fast ebenso häufig sind hier reichgegliederte zeilenständige Zwei- und Mehrfamilienhäuser mit Vorgärten und rückwärtigem Garten- oder Hofterrain; die besten Beispiele an Blumen- und Häusserstraße sowie Kaiser-, Zähringer- und Dantestraße (Abbildungen 9 bis 20).

Die geschlossene Bebauung konzentriert sich dagegen wesentlich auf die nördlichen, westlichen, teilweise auch südlichen Randgebiete der Weststadt. Zusammenhängende Blockbebauung zeigen vor allem die Westabschnitte von Bahnhofstraße, Blumen- und Kaiserstraße sowie auch die Nordabschnitte der meisten Nord-Süd-Achsen des Straßenrasters (vgl. auch Abbildungen 24 bis 30). Die hier in der Regel aus drei- bis viergeschossigen Traufenhäusern mit reich strukturierten Fronten bestehenden Reihen wurden für Handwerker, Kauflente und Beamte gebaut und zum





6 HOTEL SCHRIEDER, das älteste der großen Weststadt-Hotels. Es wurde beim ehemaligen Bahnhof um 1840 erbaut und später erweitert.



7 EHEMALIGES GRAND-HOTEL (heute Polizeidirektion), erbaut 1876/77 an der Rohrbacher Straße.



8 BAUTEN DER GRÜNDERZEIT, Wohn- und Geschäftshäuser (Bahnhofstraße/Rohrbacher Straße) um und nach 1880.



9 VILLEN im Renaissancestil nach 1880 errichtet im Nordostteil der Weststadt südlich des heutigen Seegartens.



10 EHEMALIGE VILLA LEBER an der Blumenstraße; 1891 von Georg Busch im Stil der italienischen Renaissance erbaut.



11 NEURENAISSANCE-VILLA 1882/83 an der Gaisbergstraße errichtet; im Inneren mit qualitätvollen Deckenmalereien.







12 VILLA RECHEL. Hanglagen-Villa im italienischen Stil am Mittleren Gaisbergweg. 1894 von Henkenhaf & Ebert erbaut.



13 VILLA AN DER GAISBERGSTRASSE. 1885 im Stil der Heidelberger „Schloßrenaissance“ errichtet.



14 EHEM. VILLA FULVIUS, Gaisbergstraße (heute Fernmeldeamt). Bau des Burgen-Restaurators B. Ebhardt, 1899/1900.



15 WOHNHAUS AN DER BLUMENSTRASSE. 1902 von Johann Remmler im Stil des Spätbarock.





16 WOHNHAUSHÄLFTE AN DER DANTESTRASSE mit Jugendstilfassade von 1903.



17 JUGENDSTILVILLA an der Zähringer Straße. 1905 von Georg Busch.

Teil mit gewerblich genutzten Hof- oder Rückgebäuden ausgestattet. Eine starke Verdichtung mit meist traufständigen Häuserzeilen und -gruppen zeigt auch die Rohrbacher Straße. Der Charakter dieser gründerzeitlichen Hauptgeschäfts- und Verkehrsstraße hat sich zumindest abschnittsweise, zwischen Bahnhofstraße und Dantestraße, gut erhalten (Abbildung 8). Geschlossene Wohnbebauung mit reicher Fassadengestaltung kennzeichnet überdies die wichtigsten Straßenräume im Südwestteil der Weststadt: so im Südabschnitt der Kleinschmidtstraße (Westseite), an der Zähringerstraße (Südseite der platzartigen Erweiterung) sowie an Schillerstraße (Nordteil) und Dantestraße (Nordseite der platzartigen Erweiterung und westliche Südseite ab Römerstraße). Ein weiteres Merkmal dieses Stadtteilgebietes sind strenger gegliederte Wohnblöcke und mehrteilige Mietshäuser der Zeit zwischen 1908 und 1912, zumeist in offener Bauweise errichtet und mit Vorgärten ausgestattet; gute Beispiele dafür bieten sich vor allem an Blumen-, Häuser-, Zähringer-, Dante- und Schillerstraße (Abbildungen 30 bis 33).

Charakteristisch für die meisten Gründerzeithäuser und Großbauten der Weststadt ist neben der Vielfalt historischer Baustile und Stilvarianten ein geradezu verschwenderischer Reichtum an Gliederungs- und Schmuckelementen. Ist in den 60er und frühen 70er Jahren des 19. Jahrhunderts noch der sparsam behandelte Putzbau des Spätklassizismus bestimmend, dies vor allem in Altstadtnähe – an Bahnhofstraße, Gaisberg- und Rohrbacher Straße –, so wird im weiteren Verlauf der Stadtteilentwicklung, insbesondere in den 80er und 90er Jahren, der aufwendig gestaltete Fassadenprospekt mit reicher Sandstein- oder anderer Natursteingliederung zur Regel.

Der Großteil der Villen, Mehrfamilien- und Reihenhäuser dieser Zeit zeigt allerdings ausgesprochene Mischgliederungen in mindestens drei Spielarten:

- a) die relativ häufige Kombination aus Wandverputz mit Sandsteingliederung, unter besonderer Betonung des Unter- oder Erdgeschosses durch Quader-, Streifen- oder Bänderrustika, während die Obergeschosse durch Ecklisenen oder Pilaster, durch Mittel- und Eckrisalite, Steinbalkons und kräftige Trauf- oder Giebelgesimse artikuliert sind;
- b) die einheitliche Sandsteinverblendung einer oder auch mehrerer Außenfronten bei Eckgebäuden oder besonders akzentuierten Gebäudeteilen;
- c) die Kombination aus Sichtmauerwerk (Ziegel- oder Backsteinmauerung) mit Sandstein- beziehungsweise Natursteingliederung, wie sie vor allem an Reihenhäusern der 90er Jahre und der Jahrhundertwende, ebenso aber auch an größeren Zweckbauten wie Schulen, Turnhallen oder Fabriken zu beobachten ist.

Zu diesen Gestaltungsvarianten tritt um die Jahrhundertwende noch als weiteres Gliederungselement das Fachwerk, mit dem sich mit Vorliebe zwei Haustypen schmücken: das als Landhaus angelegte Einzelhaus und das auf heimatliche beziehungsweise ländliche Formen reflektierende, rustikal gestaltete Reihen- oder Zeilenhaus. In beiden Fällen sind meist jeweils nur Oberteile wie Giebel, Erker, Umgänge oder Kniegeschosse in Fachwerk erhalten und mit entsprechendem „ländlichen“ Dachformen (entweder Krüppelwalm-dächern oder vorgezogenen Satteldächern im sogenannten Schweizerhaus-Stil) ausgestattet (Abbildung 23).

Die besonders im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verbreitete Mode, im Renaissancestil beziehungsweise in sogee-





18 VILLA AN DER KLEINSCHMIDTSTRASSE um 1894/95 in „deutscher Spätrenaissance“.



21 DOPPELVILLEN UND REIHENHÄUSER zwischen 1890 und 1903 (vgl. Abb. 22–27). Hier Beispiele an der Kaiserstraße.



19 VILLA AN DER TREITSCHKESTRASSE. 1897 im Habitus mittelalterlicher Schloßbauten errichtet.



22 KAISERSTRASSE, spätklassizistische Häuserzeile zwischen Kleinschmidt- und Römerstraße.



20 EHEMALIGE VILLA BETTMANN. 1907/08 von Franz Kuhn als Arzivila erbaut.



23 ROHRBACHER STRASSE, großbürgerliches Doppelwohnhaus im Schweizerhaus-Stil 1886/88 von Friedrich Oppel.





24



25

24 bis 27 DOPPELVILLEN UND REIHENHÄUSER zwischen 1890 und 1903: an der Blumenstraße (links oben); Bunsenstraße (rechts oben); Albert-Mays-Straße (links unten); Landhausstraße (rechts unten).

26



27







28, 29, 30 ECKSITUATIONEN UND STRASSENABSCHNITTE der Spätgründerzeit. Abb. 28: Gaisbergstraße, Jugendstilbau von J. Allers 1903. Abb. 29: Bunsenstraße 20, 22, Häuser im „altdeutschen“ Stil von Kumpf & Wolf und W. Mai (1904/05).



30 HÄUSSERSTRASSE 34/DANTESTRASSE 9/11, Wohnblock von Moosbrugger & Pflaumer 1910 erbaut.

nannter Neurenaissance zu bauen, wird auch für die Weststadt weitgehend verbindlich. Die Villen und reicheren Häuser der 70er und 80er Jahre sind dabei in der Mehrzahl an italienischen Vorbildern orientiert (Abbildungen 9 bis 12), während die Bauten der Folgezeit einen für Heidelberg typischen Lokalstil aufweisen, der gelegentlich auch als „Schloßrenaissance“ bezeichnet wird und gewissermaßen eine Reaktion auf den in den 90er Jahren beginnenden Wiederaufbau der zerstörten Renaissancetrakte des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses darstellt (vgl. auch Abbildung 13). Typische Schmuckmotive der Weststadthäuser dieser Zeit, wie Sprenggiebel, Ädikulen, Karyatiden, Figurennischen oder Beschlagwerk, verraten den Einfluß der Schloßfassaden. Die mit der Schloßrenovierung betrauten Architekten Joseph Koch, Fritz Seitz und Karl Schäfer gehören bezeichnerweise auch zu den namhaften Weststadt-Baumeistern.

Die Häuser der Jahrhundertwende offenbaren demgegenüber – auch dies ein allgemeiner Trend – eine deutliche Rückbesinnung auf nationale und auch regionale Stil- und Hausformen. Gebaut wird nun vielfach im „altdeutschen“ Stil, einer Mischung aus mittelalterlichem, romanisch-gotischem und nachmittelalterlichem, der „deutschen Renaissance“ entlehntem Formengut, mit der gleichzeitig auch die Wiederbelebung der alten Steinmetz- und Zimmermannskunst betrieben wird (Abbildungen 26, 27, 29).

Nach 1900 setzten sich vereinzelt Jugendstileinflüsse durch. In den meisten Fällen äußern sich diese allerdings mehr im ornamentalen Detail als in der baulichen Gesamterscheinung. Reine Jugendstilbauten kommen hier – wie im gesamten Stadtgebiet Heidelbergs – nur in wenigen, allerdings durchweg hervorragend gestalteten Beispielen zur Ausführung, verweisen dabei aber mehr auf die süd-



deutsche oder die Darmstädter als auf die heimische Tradition: so etwa das große, mehrteilige Eckgebäude an Gaisbergstraße–Zähringerstraße (1903 von Johannes Allers) oder die Villa Zähringerstraße 19 (1905 von Georg Busch) oder auch das 1903 entstandene schön gegliederte Doppelwohnhaus Dantestraße 33/35 (Abbildungen 16, 17, 28). Wesentlich häufiger sind dagegen Häuser und Hausfronten in barockem Habitus, deren Jugendstilnähe sich gelegentlich in Details, mehrfach aber auch in ihrer festen inner-räumlichen Ausstattung bekundet (Abbildungen 15, 33).

An den meisten Wohnbauten der Folgezeit (bis etwa 1912/13) zeigt sich dann eine deutliche Versachlichung der gründerzeitlichen Stilformen. Zwar bleiben die vom Historismus geprägten Grundmotive zunächst auch weiterhin verbindlich, doch geht man besonders gegen Ende des Jahrzehnts verstärkt zu großflächig gegliederten kubischen Bauformen, unter erneuter Betonung der Putzgliederung, über.

Ein Hauptvertreter dieser Stilrichtung in Heidelberg ist der Architekt Franz Kuhn (1864 bis 1938), dessen am süd-

31 ZEILENBEBAUUNG mit Villen und Mehrfamilienhäusern des Späthistorismus; hier Blumenstraße 7–13, Häuserstraße 21/23 (die beiden vorderen Bauten von Eugen Nimis 1901/02).



32 ZEILENBEBAUUNG mit reichgegliederten Miethausgruppen um 1900, hier Südostabschnitt der Schillerstraße (Ecke Franz-Knauff-Straße).







33 REPRÄSENTATIVE MIETSHAUSGRUPPE an Häuser- und Blumenstraße um 1908 (u. a. von Franz Kuhn und Leopold Friedrich); ein für Heidelberg typisches Beispiel des zwischen Barock und Jugendstil spielenden Späthistorismus.

deutschen Barock orientierte Bauten durch ihre klare, schnörkellose Formgebung beeindruckten. Die von Kuhn in den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg geschaffenen Villen, Wohnhausgruppen, Geschäfts- und Verwaltungsbauten haben das Stadtbild Heidelbergs wesentlich mitgeprägt. Von Kuhn stammen unter anderem: die neubarocke Rathausenerweiterung in der Altstadt, mehrere große Villen in der Weststadt sowie in Neuenheim und Handschuhsheim; so etwa die Villen Bettmann (Abbildung 20), Altschüler und Sillib, der Wohnblock Bahnhofstraße–Albert-Mays-Straße, der palastartige Bau der Deutschen Bank an der Friedrich-Ebert-Anlage nordöstlich der Weststadt sowie das große Hallenbad in Bergheim.

Für die Weststadtbebauung der ausgehenden Gründerzeit sind neben Kuhn noch zahlreiche andere Architekten und Architekturbüros tätig, darunter namhafte Firmen wie Moosbrugger & Pflaumer, Kumpf & Wolf oder Henkenhaf & Ebert, denen eine Anzahl städtebaulich hervorragend gegliederter Wohnblöcke und Geschäftshäuser zu verdanken sind.

Die Weststadtbebauung des ersten und frühen zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts markiert gleichsam die Schlußphase des Späthistorismus. Rückgriffe auf gesichertes Stilterrain sind hier zwar auch in den 20er Jahren noch zu beobachten, etwa an den neubarocken Wohnblöcken im Südteil der Weststadt (an Dantestraße–Römerstraße sowie an Kleinschmidt- und Rohrbacher Straße). Die Folgezeit bringt jedoch keine wesentlichen Stilvarianten oder -neuerungen mehr.

Heute kann die Weststadt, da vom Kriege verschont und von den Neubaumaßnahmen der Nachkriegszeit bislang nur partiell betroffen, als eines der qualitativsten und aussagereichsten Gründerzeitviertel des Landes gelten.

#### *Literatur:*

Karl Pfaff: Heidelberg und Umgebung. Heidelberg 1897 (Neubearbeitungen 1902 und 1910).

F. Plietzsch: Bauten von Franz Kuhn, B.D.A. Heidelberg. In: Der Profanbau, Leipzig 8. 1913.

Hans Milte: Heidelberg-West, Entwicklung eines Stadtteils. Festbuch zum 70jährigen Bestehen des Vereins West-Heidelberg. Heidelberg 1962.

Meinhold Lutz: Erweiterung und Neugestaltung der Heidelberger Stadtmitte. Pläne vor, während und nach dem Dritten Reich zur Verlegung des Hauptbahnhofs und zur Neugestaltung der frei werdenden Gleisanlagen im Bereich der Kurfürstenanlage. In: Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte. Heidelberg 1, 1978.

Hildegard Zimmel: Der Zusammenhang zwischen Bausubstanz und Bevölkerungsstruktur in der Heidelberger Weststadt. Zulassungsarbeit im Geographischen Institut der Universität Heidelberg (Masch. Mskr.) 1979.

Gerhard Oswald/Christoph Vierneisel: Rahmenplan Heidelberg-Mitte, Bestandsaufnahmen, Analysen, Trendprognosen. Gesamtbericht der Stadt Heidelberg, 1979.

*Dr. Wolf Deiseroth*

*LDA · Referat Inventarisierung*

*Eugenstraße 7*

*7000 Stuttgart 1*



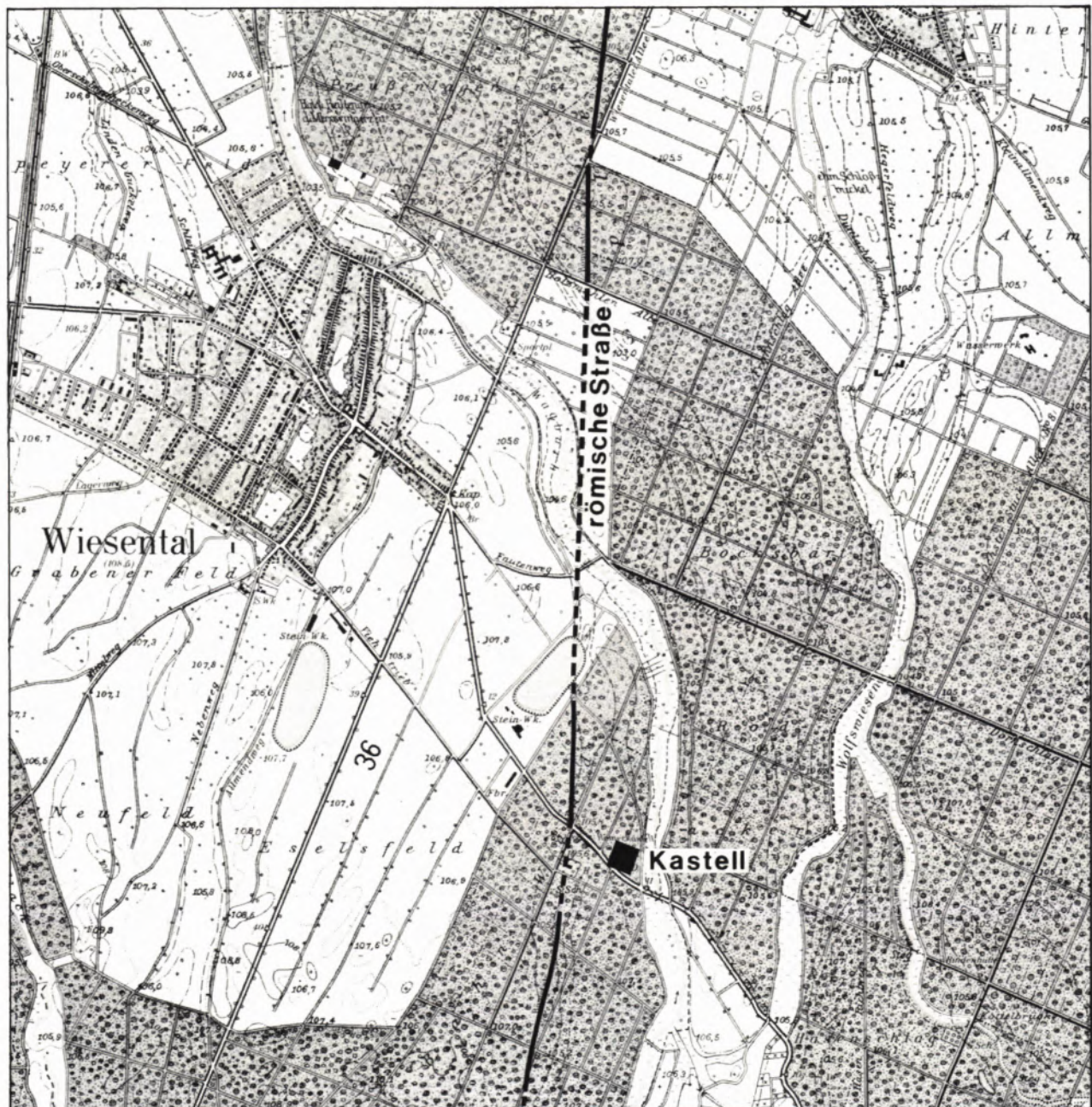
## Egon Schallmayer: Das Wagbachkastell, ein römisches Erdkastell in der Gemarkung Waghäusel-Wiesental, Kreis Karlsruhe

Etwa zwei Kilometer südwestlich von Wiesental zeichnet sich unweit der Wagbachbrücke an der Straße Hambrücken-Wiesental im lichten Baumbestand des Hochwaldes

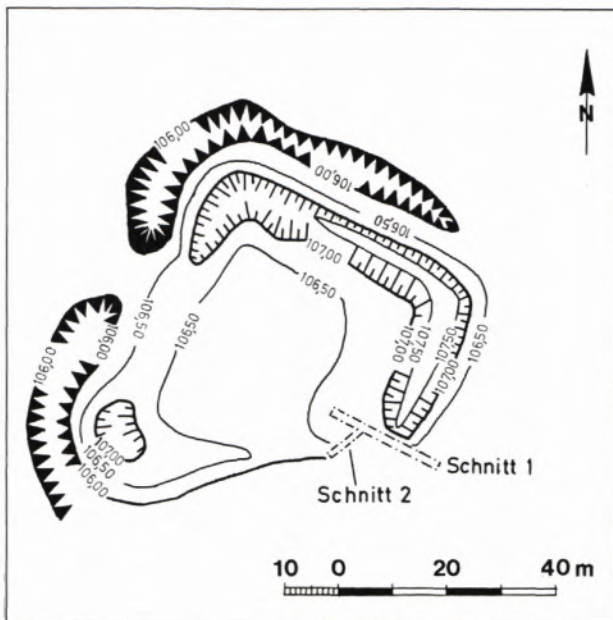
eine kleine, ehemals viereckige Wallanlage ab, das Wagbachkastell (Abbildung 1). Die zur Straße hin gelegene Kastlecke ist durch Bodenbewegungen, die hier vor

### 1 LAGE DES WAGBACHKASTELLS und der römischen Straße bei Waghäusel-Wiesental.

Ausschnitt aus Blatt Nr. 6717 der Top. Karte 1:25 000, vervielfältigt mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg Nr. LV 5065/3182.







2 TACHYMETERAUFNAHME des Kastellgeländes mit den eingezeichneten Grabungsschnitten 1 und 2 von 1953. Deutlich ist die mit Dreiecken umrandete Grabenmulde mit Tordurchlaß im Westen der Anlage zu erkennen.

Jahren erfolgten, fast völlig zerstört. Das nicht ganz rechtwinklige Kastell war von einem Graben umgeben, dessen Rest noch als flache Mulde zu erkennen ist (Abbildung 2).

In der Wallanlage sah man lange Zeit eine Schanze, die in den Kämpfen um die ehemalige Reichsfestung Philippsburg während des 17. und 18. Jahrhunderts entstanden sein sollte. Erst 1925 wurde sie in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift unter der Rubrik „Römisches“ aufgeführt. Im Jahre 1953 fand die bisher einzige archäologische Untersuchung in einem Teil des Kastells statt, deren Ergebnisse in einem kurzgefaßten Bericht 1955 mitgeteilt wurden. Die seinerzeit geplante umfassende Vorlage von Befund und Material mußte leider vor anderen Veröffentlichungen zurückstehen. Sie ist bis heute nicht erfolgt. Ein Teil der Funde ist im Städtischen Museum Bruchsal ausgestellt.

Im Winter 1952/53 wurde die Südwestecke des kleinen Kastells durch Bodengewinnungsmaßnahmen beim Straßenbau völlig abgetragen und dadurch zerstört. Bei einer Begehung des verwühlten Geländes durch den ehrenamtlichen Beauftragten des Landesdenkmalamtes und Leiter der archäologischen Abteilung des Städtischen Museums Bruchsal, Herrn K. F. Hormuth, wurden über das ganze Gelände verstreut liegende römische Scherben aufgelesen; sie gaben den Anlaß für eine im März 1953 durchgeführte Ausgrabung. Die unter der Leitung von Herrn Hormuth durchgeführte Untersuchung erhielt finanzielle Unterstützung durch das Landesdenkmalamt.

An der durch die Baggerarbeiten aufgerissenen Kastellflanke wurde zunächst ein 23 m langer Grabenschnitt (Schnitt 1) angelegt, der im Profil neben dem Grabenumriß und der Wallstruktur auch Teile der Innenbauten zu erkennen gab (Abbildung 4). Der Kastellgraben, dessen beide Innenböschungen in unterschiedlicher Schräge abfielen, besaß eine Tiefe von noch 1,60 m und war an der feststellbaren Oberkante noch 4,60 m breit. Die Grabensohle war kastenförmig ausgehoben. Die Füllung dieses Wehrgrabens bestand an der ausgehobenen Stelle aus hellgrauem, mit Kies vermischtem Lehm und enthielt nur wenige Funde. Der sich nach einer Berme von 1,50 bis 1,70 m Breite ab-



3 DER WEHRGRABEN des Wagbachkastells. Blick von Nordwesten in den Grabungsschnitt von 1953.

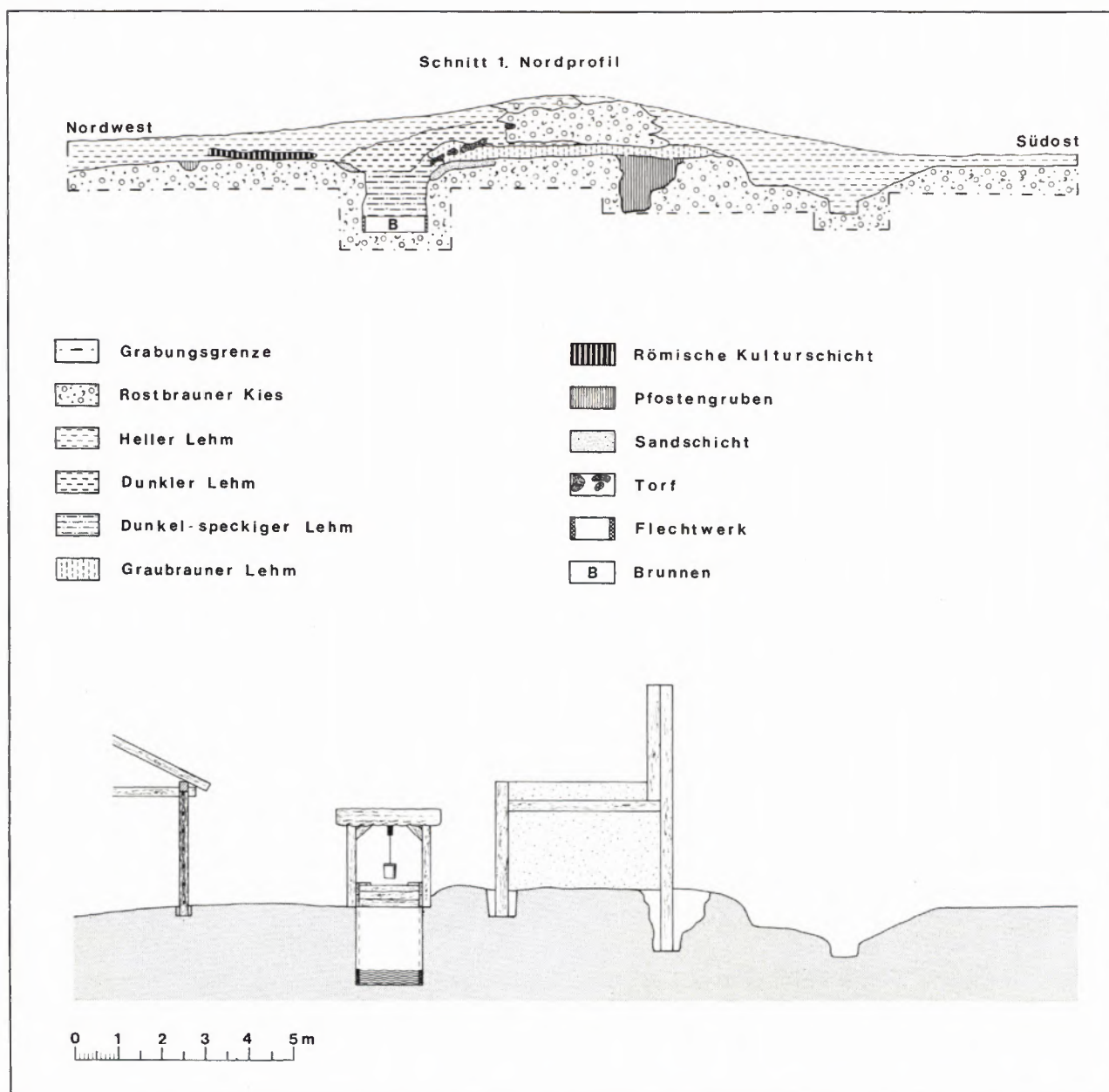
zeichnende Wall war aus Kiessand aufgeschüttet, in den stellenweise einige Batzen feinen hellgrauen Lehms eingelagert waren. Offenbar wurde das Aushubmaterial aus dem Graben bei der Errichtung des Erdwalles wiederverwendet. Die Wallkrone liegt heute noch bis zu 1,50 m über dem äußeren und 1 m über dem inneren Geländeniveau des Kastells. Die Breite des Walles ließ sich mit 3,50 m ermitteln.

Der Grabungsschnitt traf unmittelbar vor dem festgestellten Wallkern auf ein mächtiges rundes Pfostenloch, dessen Sohle noch einen Durchmesser von 0,60 m besaß. Offenbar gehörte dieser Pfosten als Stütze zu der vorderen, in Holz ausgeführten Wallversteifung. Der dahinter gelegene Erdwall war – wie die senkrechte Abbruchkante der Kiesaufschüttung zeigte – nach dem Kastellinneren zu vermutlich durch die gleiche Konstruktionsform gehalten. Dies wird um so wahrscheinlicher, als sich nur etwa 1,50 m hinter dieser Stelle der quadratische Schacht eines ehemals mit Holz und Flechtwerk verschalteten Brunnens als dunkle, speckige Verfärbung im rostbraunen Kiessand abzeichnete. Aus der Brunnenfüllung wurden Keramikstücke, Glasreste, Ziegelbrocken, Bronzeanteile und eine Menge Tierknochen geborgen. Auf der Brunnensohle stand das Grundwasser noch 26 cm hoch.

Etwa 3,50 m vom östlichen Brunnenrand entfernt, zeichnete sich im gleichen Profil ein 0,36 m breites und noch 0,20 m tiefes Fundamentgräbchen ab, das offenbar zu einem Innengebäude gehörte. Wie sich aus einer zwischen Brunnen und Gräbchen gelegenen und in einem zweiten Schnitt festgestellten verziegelten Lehmbockenschicht erkennen ließ, war das Gebäude aus Fachwerk errichtet und einem Brand zum Opfer gefallen. Unter dieser Brandschicht lagen die Trümmer einer Amphore.

Die Größe des leicht trapezförmig erscheinenden Kastells beträgt nach der 1973 erfolgten Tachymeteraufnahme – auf der Wallkrone – im Norden 46,25 m, im Osten 52,60 m, im Westen 25,95 m und im Süden 12,80 m, wobei jeweils die tatsächlich vorhandene Wallstrecke gemessen wurde.





4 SCHNITT DURCH DIE KASTELLUMWEHRUNG und einen Teil des Gebäudes im Kastellinneren sowie die Rekonstruktion des Grabungsbefundes mit Holz-Erde-Mauer, dem dahinter gelegenen Brunnen und einem Barackenbau.

Damit läßt sich eine Kastellgröße von etwa einem Viertel Hektar rekonstruieren. Nach Ergebnissen der Tachymeteraufnahme zu urteilen, dürfte das Tor in der Mitte der Ostseite der Befestigung anzunehmen sein, denn hier ist die Grabenmulde auf einer Breite von etwa 10 Meter unterbrochen. Das Kastell besaß offenbar nur eine Toranlage.

Allerdings müßte durch eine weitere Grabung geklärt werden, ob diese Vermutung richtig ist.

Das aus der Untersuchung von 1953 sowie aus zahlreichen später erfolgten Begehungen des Kastellareals stammende Fundmaterial ist sehr reichhaltig. Aus dem Brunnenschacht konnten mehrere fast vollständige Gefäße geborgen werden, unter anderem eine Kanne mit eingekniffener Schnauze, ein Topf mit Henkel, ein Topf mit umgelegtem Rand und profiliertem Halsteil, eine Schale mit geschwungenem

Rand-Schulter-Teil und ein Topf mit steilem Rand, abgetreppter Schulter und senkrechten Schlickstreifen auf der Wandung (Abbildung 5). Daneben fanden sich eine kleine Bronzekette, eine bronzene Spatelsonde sowie ein Ziegelbruchstück mit dem Stempel [L] EG·I [ADIVTRIX]. Aus den verlagerten Kulturschichten des Kastells stammen einige verzierte südgallische Terra-sigillata-Bruchstücke, deren früheste durchaus noch einen Zeitansatz am Anfang der 80er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. gestatten. Auch das sonstige Keramikmaterial, welches Parallelen in zahlreichen seit flavischer Zeit bestehenden Kastellen (zum Beispiel Wiesbaden, Hofheim-Steinkastell, Heddenheim, Groß-Gerau, Ladenburg, Heidelberg) besitzt, läßt sich ohne weiteres diesem Zeithorizont zuordnen. Der Beginn des Wagbachkastells wird sich aber erst nach der Sichtung des gesamten Materials genau bestimmen lassen.





5 RESTAURIERTE KERAMIKFUNDE vom Kastellgebäude und aus dem Brunnen.

Einen Hinweis auf das Ende des Kleinkastells könnte der ebenfalls auf dem Kastellgelände aufgelesene Sesterz des Trajan geben, der zwischen 103 und 111 n. Chr. in Rom geprägt wurde (RIC 569). Gesteht man dem Stück einige Jahre Umlaufzeit zu, so könnte das Kastellende durchaus um 115 bis 125 n. Chr. anzunehmen sein.

Die Funktion des Kastells bestand offenbar darin, einen Abschnitt der von Heidelberg-Neuenheim nach Straßburg ziehenden Römerstraße zu sichern. Der Straßendamm ist unweit des Kastells im Waldgewann „Bannwald“ sowie nordöstlich von Wiesental zu erkennen. Möglicherweise dürfte auch eine Wagbachfurt im Bereich des Kastells gelegen haben, die es ebenfalls zu überwachen galt.

Die Aufgabe des Kastells erfolgte mit dem Übergang von der Militär- zur Zivilverwaltung in diesem Gebiet. Die zeitlich sich anschließende und in einer besseren topographischen Situation angelegte Zivilsiedlung ist in dem gerade durch die neuesten Ausgrabungen ins rechte Licht gerück-

ten römischen Vicus von Stettfeld, Gemeinde Ubstadt-Weiher, zu sehen. Daß mit der Anlage dieser Siedlung auch eine Verlagerung der Verkehrswege stattgefunden hat, möchte man zwar annehmen, doch bleibt diese Vermutung vorläufig noch Spekulation.

Wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der römischen Eroberung und Besiedlung unseres Raumes wurde das Wagbachkastell als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen und mit einer „Schutzzone“ von 60 Metern zu der nordwestlich benachbarten Kiesgrube versehen.

*Dr. Egon Schallmayer  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe*





## Fachwerk als nostalgische Masche

Fährt man als Denkmalpfleger über Land, so kann man nur staunen, welche Früchte das Besinnen auf die historischen Werte neuerdings manchmal hervorbringt.

Während sich die Denkmalpflege bemüht, die Bau- und Kunstdenkmäler in ihrer historisch gewachsenen Substanz einschließlich späterer Umbauten, sofern sie sinnvoll und qualitativ angebracht wurden, zu bewahren oder sie zumindest wieder in diesem Sinne herzustellen, geht man nun auch in vollständig neugeplanten Baugebieten auf der „grünen Wiese“ wie in Tamm/Hohenstange soweit, sich mit historisierenden Elementen umgeben zu wollen. Man könnte es auch so bezeichnen: Pseudo-Historisches im

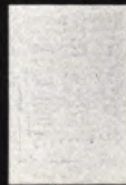
Grünen, abgestimmt auf heutige Bedürfnisse und Vorstellungen von Geschichtlichkeit, zum Beispiel beim Fachwerkbau, wie unschwer auf den Bildern zu sehen ist. An den noch nicht verputzten Häusern ist zu erkennen, daß diese massiv erstellt werden, aus Ziegelmauerwerk und Beton. Die dabei eingesetzten „soliden altelsässischen“ Fachwerkwände müssen sich daher nur selber tragen; die diagonal eingesetzten statisch überflüssigen Streben sind ausschließlich gestalterisch bedingt.

Wozu solch eine Einstellung zur historischen Bauweise führen kann, beschreibt Albert Knoepfli in seinem Buch „Altstadt und Denkmalpflege, ein Mahn- und Notizbuch“: „So kommt es zu einer Manipulation des Historischen, zu seiner Verfremdung, zu seiner Verfälschung, welche das Wirken von Jahrhunderten zum Verstummen bringt“. (Kap. „Über den Mißbrauch des historischen Motivs“, S. 94)

Wohlverstanden: Es soll hier nicht darum gehen, die alten Fachwerk-Traditionen ein für allemal für tot zu erklären. Eine solcherart inszenierte Fachwerk-Renaissance mit Fachwerk-Dekoration läßt sich sicher nicht zu einem sinnvollen Neuanfang rechnen.

*Ulrich Gräf*

**Hier entstehen  
31 rustikale Einfamilien-Reihenhäuser**



in massiver Mauerwerks- und solider altelsässischer Fachwerkskonstruktion nach modernsten Erkenntnissen konzipiert.

Die Häuser werden mit hervorragender, überdurchschnittlicher Wärmedämmung ausgestattet.

Festpreis ab DM 298000.--  
schlüsselfertig, incl. Platz zuzüglich Garage

Bauherr:

S. E. C. H. Société d'étude et de conception Heckel  
10, rue Albert Schweitzer, 67200 Achenheim, Frankreich

Planung +  
Bauleitung:

Werner Kaiser + Partner, Freie Architekten  
Pforzheim, Scharnhorststraße 21 • ☎ 07231 / 5 20 55-6





## Joachim Hahn: Eine aurignacienzeitliche Menschendarstellung aus dem Geißenklösterle bei Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis

Bereits 1957 oder 1958 entdeckte G. Riek, Tübingen, während der Ausgrabungen in der Brillenhöhle eine neue altsteinzeitliche Fundstelle im Achtal, das Geißenklösterle. Diese Höhle liegt südöstlich der Ortschaft Weiler, etwa sechzig Meter über der Talaue (Abbildung 1). Seit 1973 werden im Auftrag des Landesdenkmalamtes Ausgrabungen vom Institut für Urgeschichte Tübingen durchgeführt, welche die Gemeinde Blaubeuren unterstützt.

Die Höhle ist in der Nacheiszeit und der letzten Eiszeit mehrmals besiedelt worden. Nach den wenigen Funden zu urteilen, war die Aufenthaltsdauer der eiszeitlichen Menschen meist kurz, nur selten blieben sie länger und hinterließen zusammengehörige Funde. Das Geißenklösterle war vor allem ein Horst für Raubvögel und Raubtiere. In der Nacheiszeit waren es wohl vor allem Eulen, Füchse und Dachse, in der Eiszeit kamen dazu Wölfe, Hyänen und vor allem Höhlenbären. Ihre Knochen finden sich in allen Schichten. Gerade die Milchzähne neugeborener Tiere geben an, daß die Höhle den Bären als Winterschlafplatz diente, von denen aber ein größerer Teil nicht den ersten Sommer erlebte. Die Menschen hingegen scheinen die Höhle nur in der warmen Jahreszeit aufgesucht zu haben, vielleicht war sie nur ein Unterschlupf bei schlechtem Wetter, während die Siedlungen im Tal lagen. Diese Annahme basiert auf dem Grabungsbefund vom Petersfels im Hegau und auf der aus der Völkerkunde bekannten Nutzung von Höhlen durch Jäger und Sammler.

Bis jetzt konnten folgende Kulturstufen erkannt werden:

ca. 9000 Jahre	Beuronien A	frühe Mittelsteinzeit
10000–12000	Magdalénien	jüngere Altsteinzeit
20000–25000	Gravettien	
30000–36000	Aurignacien	
ca. 50000	?	mittlere Altsteinzeit

Das Beuronien A und das späte Magdalénien sind nur durch wenige Fundstücke vertreten, die Höhle war zu diesem Zeitpunkt schon zu weit aufgefüllt, um eine intensive Besiedlung zu gestatten. Das Gravettien besteht aus mindestens sieben Begehungen, die beiden oberen Schichten Ip und Ir sind allerdings durch Bodenfließen umgelagert worden. Die etwa 22000 bis 25000 Jahre alten Gravettien-Funde lassen sich nach den Steinwerkzeugen, den Knochen spitzen, den Elfenbeinanhängern und den geritzten Zeichen gut mit denen aus der benachbarten Brillenhöhle vergleichen.

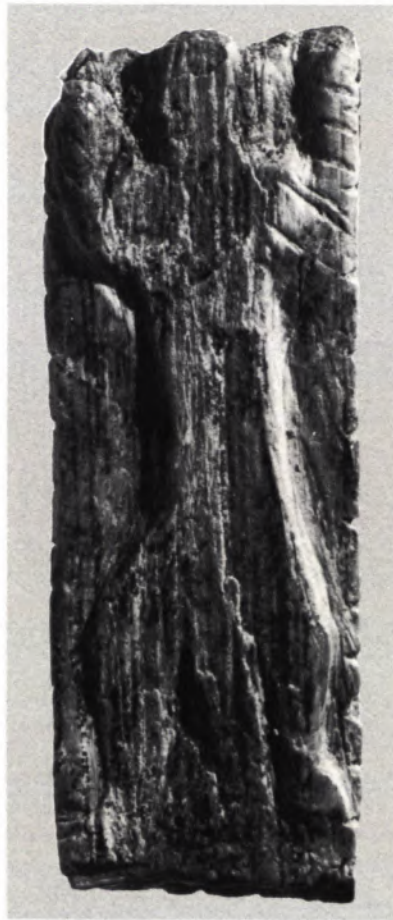
Darunter folgen die 30000 bis 36000 Jahre alten Aurignacien-Schichten. Während die beiden oberen ebenfalls umgelagert sind, ist die mittlere – IIB – in beinahe ursprünglicher Lagerung. Eine intensive Besiedlung ließ zahlreiche Knochen- und Steinwerkzeuge als Abfall oder verlorenes Material zurück. Ansammlungen von Abschlägen zeigen die Stellen an, an denen Hornsteinknollen zerschlagen wurden, an anderen wurden die daraus gefertigten Steinwerkzeuge nachgeschärft. Wegen der Seltenheit der Bäume



1 DER BRUCKFELS bei Blaubeuren-Weiler von Westen; die Höhle Geißenklösterle liegt bei der rechten kleineren Felsgruppe.



2 MENSCHENDARSTELLUNG der Aurignacien-Zeit aus dem Geißenklösterle. Vorderseite mit Halbreliief in Adorantenhaltung, Rückseite mit Zeichenreihen.



wurden die Feuer fast ausschließlich mit Tierknochen unterhalten, deren Asche sich über die gesamte Höhlenfläche ausbreitete. Aber es wurden auch Geweihe und Elfenbein verarbeitet. Bevor sich auf diesen Funden eine größere Menge Schutt und Staub ansammeln konnte, brach die Höhlendecke herab. Die großen Steinblöcke zerschlugen zwar einzelne Fundstücke und wölbten die Schicht stellenweise kraterförmig auf, veränderten die Lagerung insgesamt aber nur geringfügig. Sie schützten diese Schicht vor einer späteren Ausräumung.

Die bisher ältesten Schichten dürften in die mittlere Altsteinzeit, in die Zeit des Neandertalers gehören, sind aber bisher nur auf einer sehr kleinen Fläche aufgeschlossen und haben nur wenige umgelagerte Funde geliefert. Der Felsboden ist bei den Ausgrabungen noch nicht erreicht worden.

Mit dieser Schichtenfolge ist die Geißenklösterle-Höhle in Süddeutschland eine der wichtigsten altsteinzeitlichen Fundstellen. Die zahlreichen naturwissenschaftlichen Untersuchungen, vor allem Pollen- und Sedimentanalysen, Bestimmung der Groß- und Kleintierreste, der Fische, Vögel, Schnecken und der chemischen Reste, ergeben ein detailliertes Bild der eiszeitlichen Umwelt und erlauben eine bessere Interpretation der archäologischen Überreste.

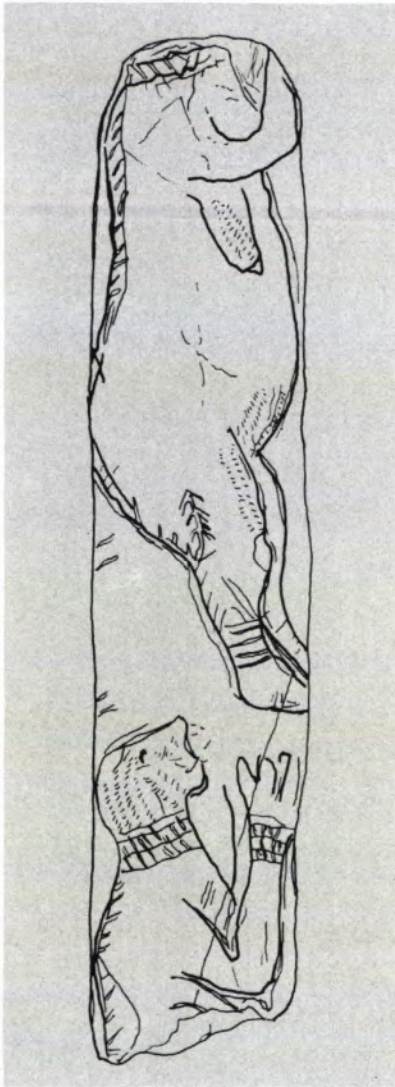
Die Bedeutung des Geißenklösterle liegt nicht nur im wissenschaftlichen Bereich, es hat auch Kunstgegenstände geliefert, die zu den ältesten der Welt zählen. Während aus dem Aurignacien in Westeuropa nur unbeholfen wirkende, schematische Ritzungen von Tieren bekannt sind, kennen wir aus dem Aurignacien in Südwestdeutschland auf der Schwäbischen Alb mehr oder weniger naturalistische Darstellungen von Tieren. In der Schicht IIa des Geißenklösterle, über der erwähnten Aschenschicht IIB gelegen,

fanden sich in Wandnähe drei aus Elfenbein geschnitzte Tierfiguren, zwei Mammute und ein Löwenköpfchen. Diese Plastiken haben ihre nächsten Entsprechungen in der von G. Riek 1931 ausgegrabenen Vogelherdhöhle im Lonetal.

Während der Ausgrabung 1979 wurde in der Schicht IIB im Quadratmeter 58 nahe der Ostwand ein kleines rechteckiges Elfenbeinplättchen entdeckt, das an den Rändern ringsum gekerbt war. Das Fundstück lag in dem Aschehorizont, am Rande einer Fundanreicherung. Erst bei der Reinigung und Konservierung erkannte man die Punkt-reihen auf der glatten Rückseite und die figürliche, halbplastische Menschendarstellung auf der Vorderseite (Abbildung 2). Das Elfenbeinplättchen ist 38 mm lang, 14 mm breit und nur 4,5 mm stark. Das hautfarbene, nachgedunkelte Elfenbein ist von Mangan- und – nur unter dem Binokular erkennbaren – feinen Rötelpunktchen übersät. Die ringsum angebrachten Kerben geben an, daß die Darstellung vollständig ist, allerdings hat Tropfwasser die Oberfläche des Halbreliiefs, die nach unten im Boden steckte, weitgehend aufgelöst. Nur das linke Bein und die beiden Arme haben noch die ursprüngliche Oberfläche, das rechte Bein, der Rumpf und der Kopf sind aber dennoch im Umriß deutlich zu erkennen. Für die Herstellung dieses Klein-kunstwerks wurden mindestens zwei verschiedene Steinwerkzeuge verwendet, außerdem wurde die Oberfläche überschliffen.

Der rechteckige, etwas ungleichmäßige Umriß ist symmetrisch durch das Halbreliief ausgefüllt: Die abgewinkelten Arme sind nach oben gestreckt, die leicht geknickten Beine schließen einen länglichen „Fortsatz“ ein. Bei dem Kopf hat man versucht, eine größere Tiefenwirkung zu erzielen, indem er tief in die obere Kante einbezogen und somit in der



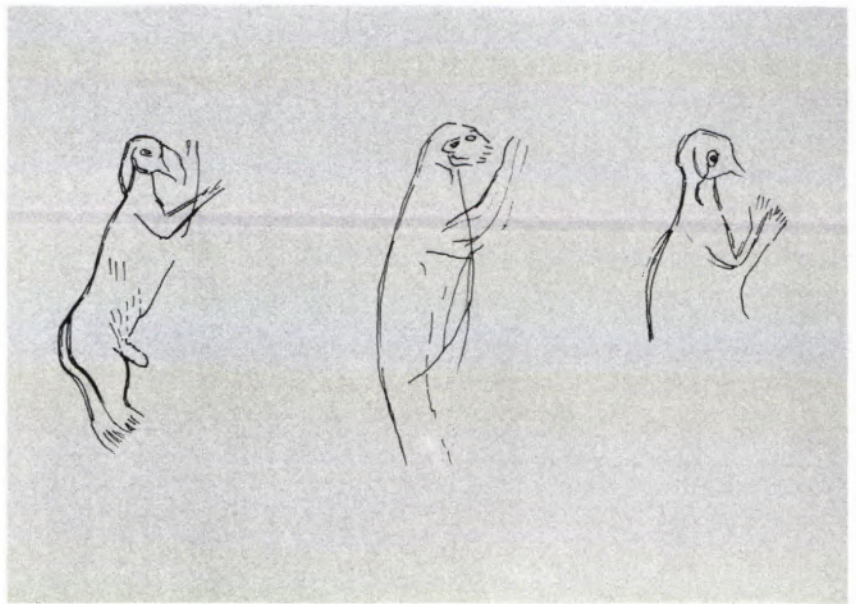


3 WEIBLICHE ADORANTEN der Magdalénien-Zeit aus Isturitz in Frankreich, Ritzung auf Knochen.

Scheitelgegend nahezu vollplastisch ist. Im Verhältnis zum Rumpf sind Kopf und Arme normal proportioniert, nur die Beine erscheinen etwas zu kurz. Die Arme sind oben abgerundet, Hände oder gar Finger sind nicht wiedergegeben; die Füße sind hingegen dargestellt, wenn auch zu kurz und zu hoch. Obwohl von der Oberfläche nur geringe Teile erhalten sind, trägt sie „Zeichen“: Beide Unterarme weisen je drei schräge, der linke Oberarm drei weitere Kerben auf. Auf der Wade des linken Beines finden sich zwei schwache Einschnitte. Wegen dieser Häufung von „Zeichen“ kann man nicht ausschließen, daß auch andere Teile des Körpers davon bedeckt waren. Nach ihrer Lage und ihrer Form geben sie sicher keine Behaarung, wahrscheinlich auch weder Schmuck noch Kleidung wieder, sondern enthalten wohl eine zusätzliche, für uns verschlüsselte Botschaft.

Die Kanten und die Rückseite sind ebenfalls mit „Zeichen“ versehen, rundum mit feinen Schnitten, links und rechts je dreizehn, oben sieben, unten sechs. Auf der Rückseite sind vier Reihen mit kurzen Kerben beziehungsweise Punkten angebracht, wobei aber fast ein Viertel der Fläche leer geblieben ist, was wiederum annehmen läßt, daß keine allein flächenfüllende Verzierung vorliegt.

Die halbplastische Figur läßt sich mit großer Sicherheit als Mensch ansprechen, der aufrecht steht und die Arme hoch-



4 GERITZTE ADORANTEN aus Altamira in Spanien.

gestreckt hält. Wegen der verwitterten Oberfläche gibt es keinen Hinweis darauf, ob ein Mann oder eine Frau wiedergegeben ist. Die relativ breiten Hüften könnten an eine weibliche Darstellung denken lassen. Es ist aber auch nicht auszuschließen, daß der zwischen den Beinen herabhängende „Fortsatz“ einen übergroßen Penis darstellt. Es kann sich allerdings ebenso um einen langen schmalen Schurz oder um einen Tierschwanz handeln.

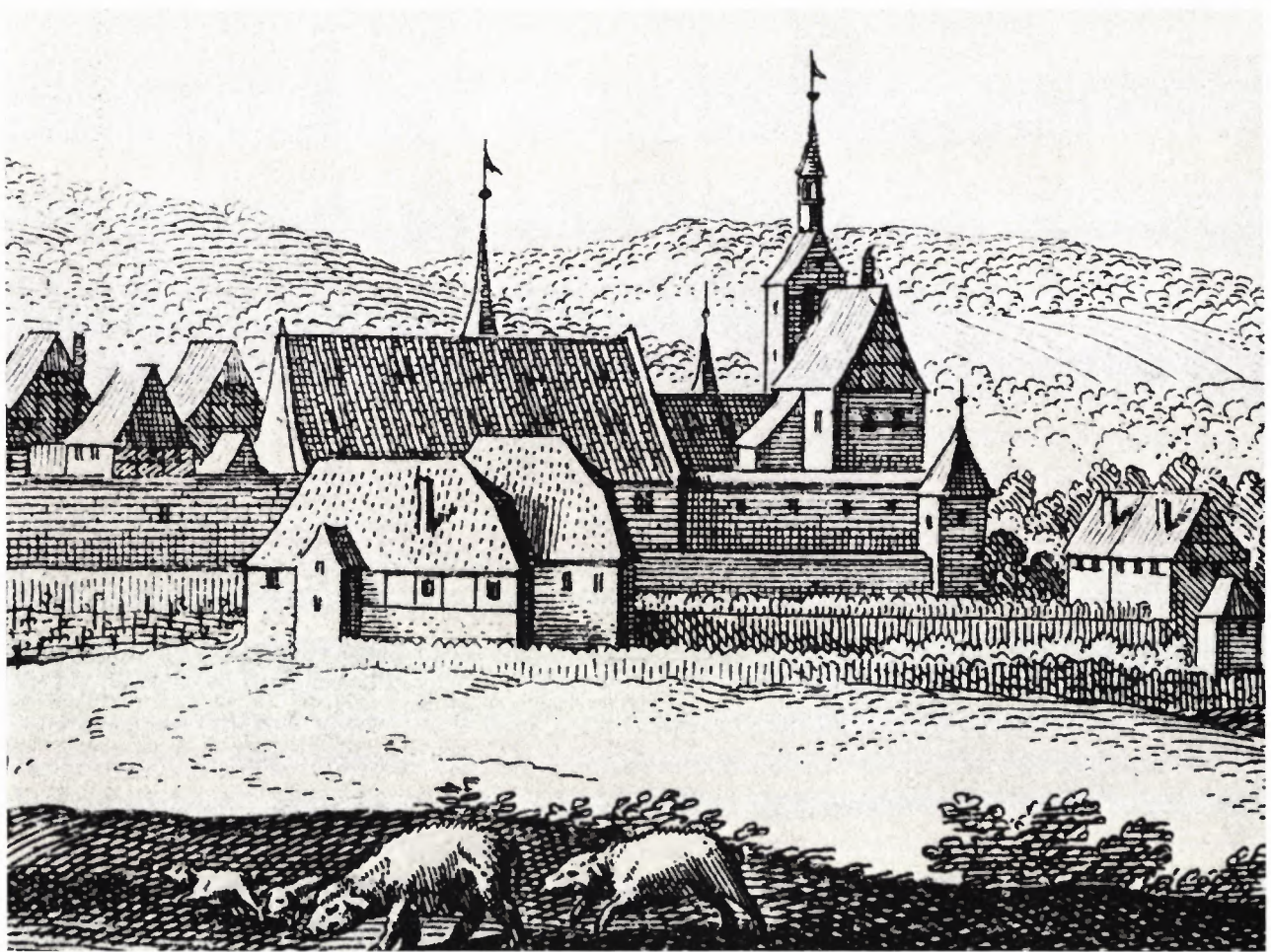
Die Verwendung dieses kleinen Halbreiefs ist unklar. Offensichtlich handelt es sich nicht um einen Anhänger; immerhin deutet ein leichter Glanz auf den vorspringenden Ecken auf eine gewisse Benutzung.

Zusammen mit der zooanthropomorphen Statuette aus dem Hohlenstein-Stadel und der schematischen Darstellung aus dem Vogelherd ist es das älteste heute bekannte Menschenbildnis, das allerdings gut eintausend bis zweitausend Jahre älter sein dürfte als die beiden anderen. Gewisse stilistische Merkmale, die die Figuren aus dem Geißenklösterle und dem Stadel miteinander verbinden, könnten als Eigenheit des Aurignacien angesehen werden, zum Beispiel die klumpigen Füße und die Kerben auf den Armen, aber auch die schlanken Körper und massigen Gliedmaßen. Einmalig ist aber bei der Figur aus dem Geißenklösterle die Körperhaltung, nämlich die eines Adoranten, das heißt eines Betenden, oder gar eines segnenden Gottes. In der Kunst der jüngeren Altsteinzeit sind solche Adoranten bisher nur aus dem Magdalénien bekannt (Abbildungen 3 und 4). Doch sind diese, wie ja auch die Tierbilder in den Bilderhöhlen, im Profil dargestellt. Adorantendarstellungen kennt man erst häufiger aus der Jungsteinzeit und vor allem aus der Hallstatt- und Latènezeit.

Eine Interpretation der aurignacienzeitlichen Darstellung kann auch davon ausgehen, daß die Adorantenhaltung eine Verbindung zwischen dem irdischen und dem überirdischen Bereich symbolisiert und somit der Beleg für eine frühe Religiosität ist, die weit über die einer jagdzauberischen hinausgeht.

Dr. Joachim Hahn  
 Institut für Urgeschichte  
 Schloß  
 7400 Tübingen





1 DERSCHLOSSBEREICH in der Ansicht von Merian aus dem Jahre 1634. Im Original beträgt die Breite des gezeigten Ausschnitts ca. 7,5 cm.

## Hartmut Schäfer: Burg, Schloß und Stadt Marbach am Neckar

Die Parzelle 113 in der Marbacher Altstadt ist der Überlieferung nach der Standort eines württembergischen Schlosses. Das Grundstück, das zuletzt als Garten genutzt wurde und in naher Zukunft mit einem Geschäftshaus überbaut werden soll, wird gegenwärtig von der Archäologie des Mittelalters untersucht. Vor ihrer Zerstörung durch Neubebauung werden die archäologischen Befunde ergraben, dokumentiert und die Funde geborgen.

Zwar sind die archäologischen Untersuchungen im Bereich des ehemaligen Schlosses Marbach noch nicht abgeschlossen, es erscheint jedoch schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt sinnvoll, einen Bericht von den Ergebnissen der ersten großen Grabungskampagne 1979 zu geben. Die bisher erarbeiteten Erkenntnisse gewähren in Kombination mit Untersuchungsergebnissen zurückliegender Jahre einen Einblick in die Gründungszeit der Stadt Marbach.

Unsere Kenntnis der mittelalterlichen Geschichte Marbachs ist ausgesprochen spärlich, was seinen Grund nicht zuletzt darin hat, daß die in Marbach aufbewahrten Urkunden beim Stadtbrand von 1693 vernichtet wurden. Für 972 ist in Marbach ein Fronhof überliefert, im Jahre 1009 erhielt Marbach das Marktrecht. Beide Daten beziehen sich wohl auf das Dorf Marbach, das in der Nähe der Alexanderkirche, also außerhalb der hochmittelalterlichen Stadt, an-

genommen wird. Die erste Nennung Marbachs als Stadt datiert in das Jahr 1282. Im Jahre 1302 verkauften die Herzöge von Teck Marbach an das Haus Württemberg, im Reichskrieg gegen Graf Eberhard I. wurde Marbach durch Konrad von Weinsberg zerstört.

Auf der Parzelle 113, nach dem letzten Besitzer auch Föhrsches Anwesen genannt, hat sich von den Bauten des ehemaligen württembergischen Schlosses mit Ausnahme des heutigen Amtsgerichtsgebäudes nichts erhalten, wie man der Stadtansicht Merians aus dem Jahre 1643 entnehmen kann. Weitere Hinweise auf die Schloßbebauung finden sich noch in der heutigen Stadtmauer in Form von Fensterdurchbrüchen – die Stadtmauer hat offenbar als Außenmauer der Schloßgebäude gedient. Die Ausdehnung der Gebäude im Mauerbereich ist recht klar anhand von Brandspuren ablesbar, die wohl auf den großen Stadtbrand von 1693 zurückgehen, bei dem auch die Schloßgebäude erheblich beschädigt worden sein müssen.

Nach Ansicht der landesgeschichtlichen Forschung ist die Stadt Marbach eine Gründung des 13. Jahrhunderts, so daß die Archäologie des Mittelalters bei Überlegungen über die Notwendigkeit von archäologischen Untersuchungen auf der Parzelle 113 vermuten konnte, daß schon vor dem württembergischen Schloß eine ältere herrschaftliche Anlage





2 LAGEPLAN des Grabungsgeländes Parzelle 113. Bisher konnte nur der südliche Teil des Grundstücks archäologisch untersucht werden.

bestanden hat, die in der Frühzeit der Stadt Marbach errichtet wurde. Um nähere Anhaltspunkte für oder gegen diese Arbeitshypothese zu gewinnen, wurde zwischen dem Eigentümer des Grundstücks und dem Landesdenkmalamt im Herbst 1978 eine Probegrabung vereinbart, bei der mit Hilfe eines Suchgrabens Einblick in die stratigraphischen Verhältnisse gewonnen werden sollte.

Bei den ersten Untersuchungen, die etwa im Randbereich zwischen der Schloßbebauung der württembergischen Zeit und dem vermutlich unbebauten Gelände des Schloßareals durchgeführt wurden, konnte ein Keller freigelegt werden, der zu einem Schloßgebäude gerechnet werden muß, zugehörige Teile einer Hofpflasterung und in größerer Tiefe eine Mauerecke, welche die für staufische Bauten charakteristischen Buckelquader mit Zangenlöchern zeigt. Die Mauerecke wurde überlagert von einer jüngeren Mauer, in deren Benutzungsschichten sich zahlreiche Fragmente von spätmittelalterlichen Trinkbechern fanden, die in die Zeit des württembergischen Schlosses datiert werden können.

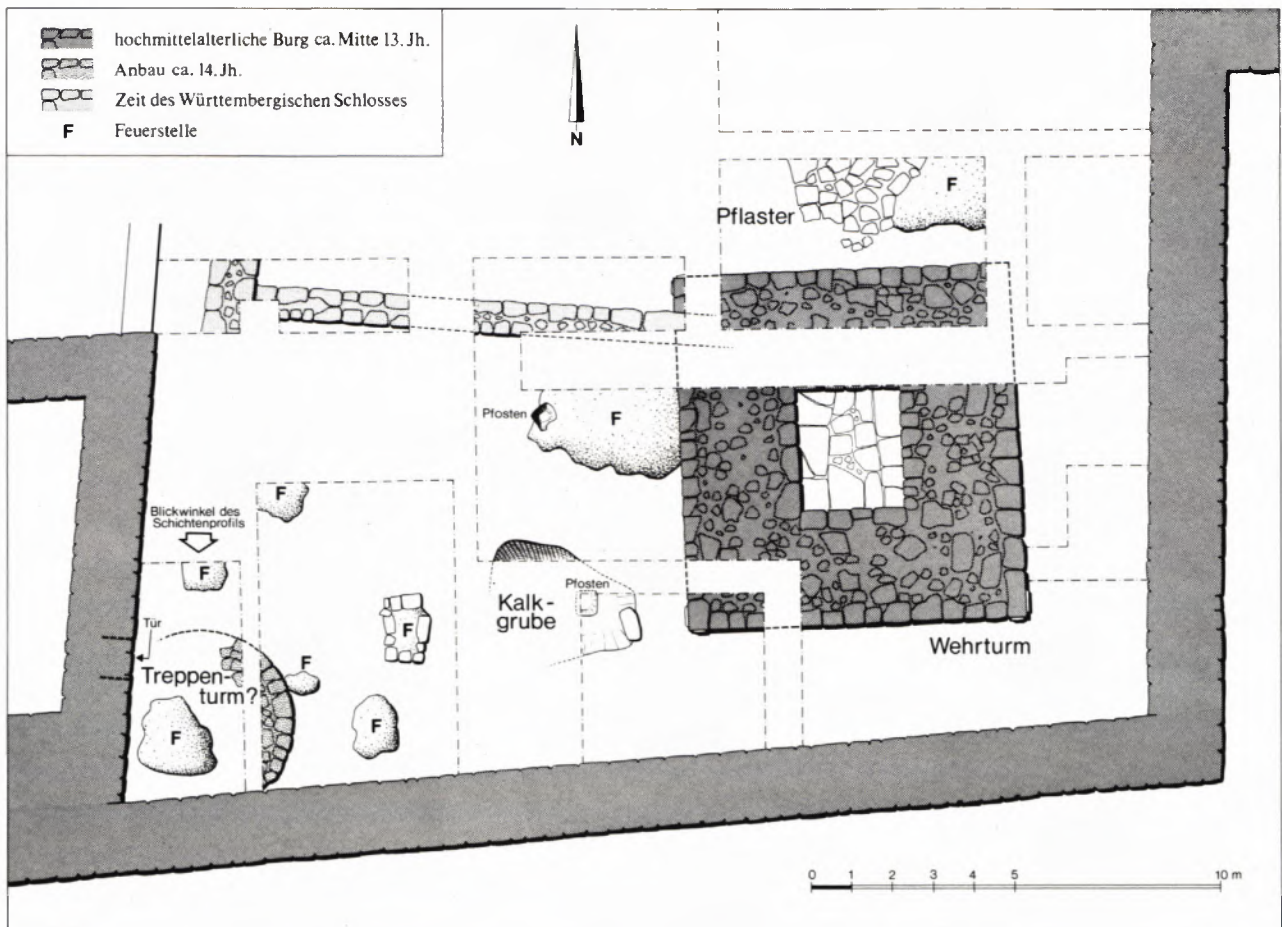
Aufgrund dieser Befunde, die eine erste Bestätigung der Ausgangsthese bedeuteten, wurden zwischen dem Eigentümer und dem Landesdenkmalamt archäologische Untersuchungen des gesamten Grundstücks vereinbart. Die 1979 weitergeführten Grabungen blieben jedoch noch auf einen recht geringen Teil des Grundstücks beschränkt, da sich Komplikationen rechtlicher Art ergeben hatten.

Während dieser Grabungen wurde das Bauwerk, das bei der Probeuntersuchung 1978 angeschnitten worden war, freigelegt. Es erwies sich als ein quadratisches Gebäude mit

einer Mauerstärke von fast 3 m, einer Seitenlänge von gut 8 m und einer Fundamenttiefe von etwa 4 m unter heutigem Niveau. Aufgrund der Abmessungen kann kein Zweifel daran bestehen, daß es sich hier um einen Wehrturm handelt. Aus der Dimensionierung der erhaltenen Fundamente läßt sich ableiten, daß der Turm, der in der Südostecke der Stadtanlage stand, eine Höhe von 25 bis 30 m gehabt haben dürfte.

Betrachtet man die Lage des mittelalterlichen Wehrturms auf einem Gesamtplan der Grabung, so fällt auf, daß die Mauerfluchten von Wehrturm und Stadtmauer nicht übereinstimmen. Diese Tatsache kann Zweifel daran aufkommen lassen, daß Turm und Stadtmauer einem einheitlichen Baukonzept entstammen. Bei weiteren Untersuchungen galt daher der Frage nach der relativen Chronologie zwischen Turm und Stadtmauer besondere Aufmerksamkeit. Ihre Klärung stieß insofern auf unerwartete Schwierigkeiten, als sich herausstellte, daß das Gelände um den Turm herum ursprünglich nach Osten hin stärker anstieg, als heute zu erkennen ist. Im Osten und größtenteils im Süden des Turms lag daher das Ausgangsniveau für den Bau unmittelbar unter dem Humus des Gartens, ohne daß sich hier interpretierbare Schichten der Bebauungszeit, der Nutzungs- und Abbruchzeit erhalten hätten. Aufgrund eines Schichtenprofils nahe der Südwestecke des Turmes läßt sich mit einiger Bestimmtheit sagen, daß sowohl die Fundamente der Stadtmauer als auch die des Turms vom gleichen Ausgangsniveau eingetieft wurden. Die Frage der relativen Chronologie muß jedoch auch bei den Untersuchungen dieses Jahres weiter verfolgt werden, indem die Schichtenprofile, die nach Westen hin – hangseitig also – aussage-





3 GESAMTPLAN der bisher archäologisch untersuchten Bereiche.

kräftiger sind als im Osten, unter diesem Aspekt betrachtet werden.

Im Bereich zwischen dem Wehrturm und dem heutigen Amtsgericht befand sich anscheinend ein Gebäude, das wirtschaftlich genutzt wurde. Zwar liegt seine nördliche Begrenzung noch außerhalb des bisher ergrabenen Bereiches, so daß sich die Abmessungen nur ungefähr bestimmen lassen, die lebhaftete Folge von Brand- und Planierschichten sowie die zahlreichen Feuerstellen lassen jedoch kaum eine andere Interpretation zu. Dieser Wirtschaftsbereich – man kann an einen Küchenbau denken – besaß keinen festen Fußboden oder Mörtelstrich, sondern man scheint sich auf Lehm-schichten beschränkt zu haben, die man jeweils dort erneuerte, wo sie schadhaft geworden waren.

Die Frage, wie die Schichtenfolge des wirtschaftlich genutzten Bereiches sich zum Mauerwerk des anschließenden Amtsgerichtsgebäudes verhält, führte zu einem Resultat, das sich nicht von vornherein vermuten ließ. An einem Grabungsprofil, das von Osten her an das Fundament-mauerwerk des Amtsgerichts herangeführt wurde, zeigte sich deutlich die Baugrube für die Anlage des Kellers. Sie beginnt auf einem Niveau, das unterhalb des Wirtschaftsbereiches liegt, der mit seinen Schichten die Baugrube überlagert. Eine zweite Baugrube, welche die Schichten des Wirtschaftsbereiches im unmittelbaren Maueranschluß abschneidet, belegt eine Erneuerungsmaßnahme. Die Schichtenverläufe dieses Profils lassen sich dahingehend interpretieren, daß die Fundamente des heutigen Amtsgerichts bis in die Zeit von Turm und Stadt-mauer zurückreichen, daß Turm, Stadt-mauer und wenigstens die Fundamente des Ostgiebels des heutigen Amtsgerichts gleichzeitig

bestanden haben. Wieviel mittelalterliche Bausubstanz das Amtsgerichtsgebäude noch enthält, ist gegenwärtig noch nicht zu bestimmen.

Der Überlieferung nach geht dieses Gebäude in die Zeit des württembergischen Schlosses zurück, es wurde als Speicher und als Bandhaus genutzt. Bei dem großen Stadtbrand während der Franzosenkriege wurde es 1693 beschädigt, in der Folgezeit jedoch wieder hergerichtet. Betrachtet man den Grundriß des Amtsgerichts im Kellerbereich, so ist anhand der unterschiedlichen Mauerstärken ablesbar, daß es sich hier nicht um ein einheitliches Baukonzept handeln kann, das heißt, daß das Gebäude nicht in einem Zuge errichtet worden ist. Aufgrund der stratigraphischen Situation im Grabungsbereich muß man vielmehr davon ausgehen, daß an einen älteren östlichen Teil nachträglich eine westliche Erweiterung angefügt wurde. Etwa gleichzeitig mit Turm und Stadt-mauer hat an dieser Stelle ein etwa quadratisches Gebäude gestanden.

Über die Funktion dieses Gebäudes im Gesamtzusammenhang der Burganlage liegen keine Funde oder Befunde vor, die schon jetzt eine belegbare Zuweisung ermöglichen. Davon ausgehend, daß die Geschosse des Wehrturms nur etwa eine Nutzfläche von jeweils 8 bis 12 qm hatten, läßt sich folgern, daß der Marbacher Festungsturm sicher kein Wohnturm war, sondern daß die Burg Marbach auch ein Wohngebäude, einen Palas, besessen haben muß. Es ist denkbar, daß dieser erschließbare Wohn- und Palasbau identisch ist mit dem mittelalterlichen Kernbau des heutigen Amtsgerichts. Dies um so mehr, als in unmittelbarem Anschluß an die Giebelseite des Amtsgerichts, nämlich im Winkel, den die Ostwand des Gerichts und die Stadt-mauer





4 DIE NORDWESTECKE DES WESTTURMS wurde bei einer Probegrabung im Spätherbst 1978 freigelegt. Sie wird von einer jüngeren Mauer aus der Zeit des württembergischen Schlosses überlagert.

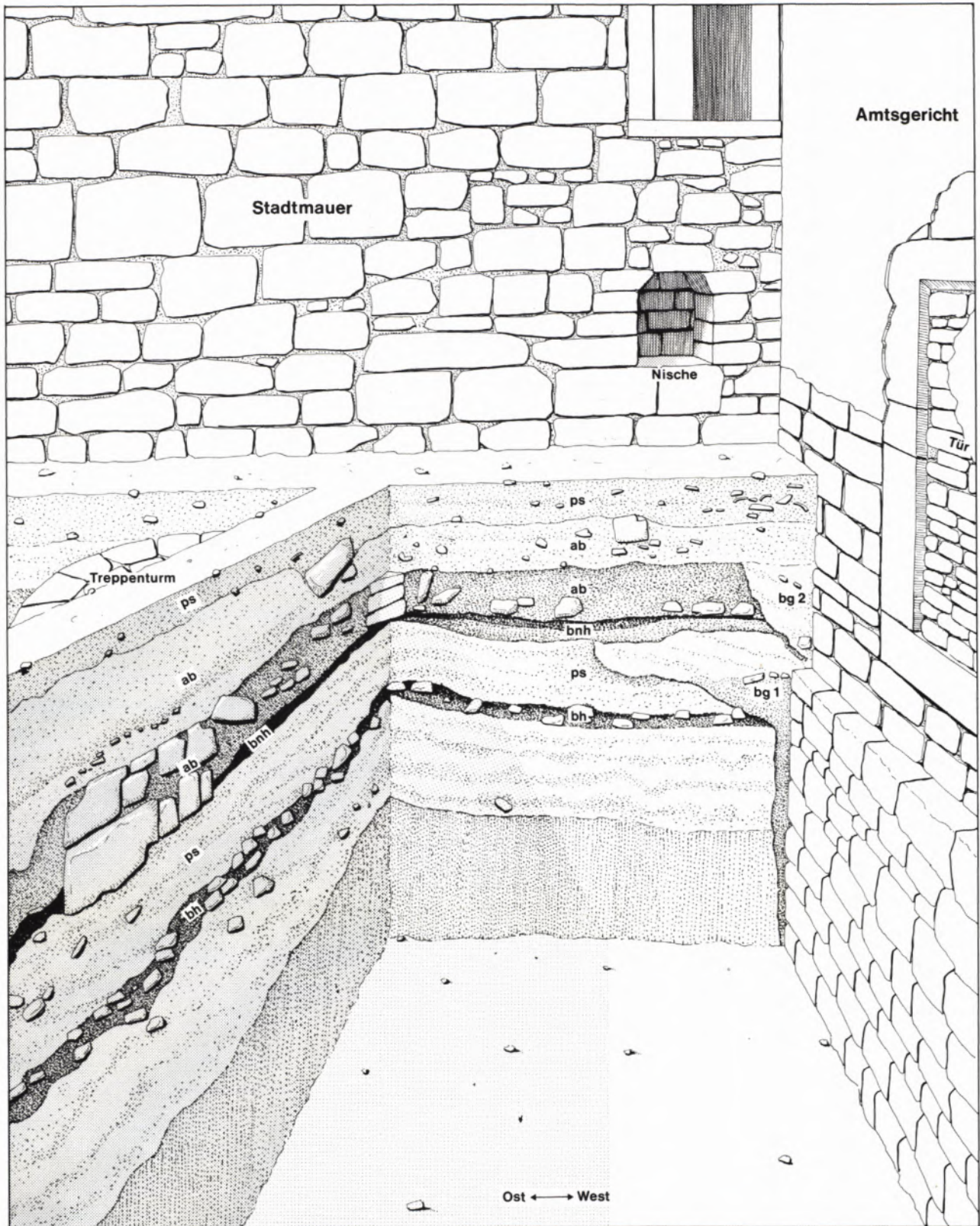
bilden, die Reste eines runden Turms freigelegt wurden, der wohl nur als Treppenturm gedeutet werden kann. Die Fundamentreste sind jünger als die Stadtmauer und die Giebelmauer des Amtsgerichts; es zeigte sich jedoch bereits, daß unter dem Turmfundament weitere Fundamentreste liegen, die möglicherweise zu einer älteren Form des Zugangs zu den oberen Geschossen des Palas gehören.

Ein weiteres Indiz für die Wohnnutzung des mittelalterlichen Vorgängerbaus des Amtsgerichts ist noch heute im östlichen Keller sichtbar. Im Boden aus festgestampftem Erdmaterial zeichnet sich die Rundung einer Brunnenwandung ab, der Brunnenschacht selbst ist verfüllt. Da ein erst im letzten Jahrhundert aufgegebener Brunnen im Hofbereich nördlich des Gerichts überliefert ist, kann man vermuten, daß es sich bei dem im Keller des Amtsgerichts erhaltenen Brunnen um jenen der hochmittelalterlichen

Burg handelt. Bei den weiteren Untersuchungen wird man auch hier Grabungen vornehmen müssen mit dem Ziel, die stratigraphischen Verhältnisse im Kellerbereich mit denen des Außenbereichs in Beziehung zu setzen. Es ist geplant, den Brunnenschacht von eingefülltem Material zu befreien; auch hier sind Funde zu erwarten, die über Alter und Funktion des mittelalterlichen Gebäudes Aufschluß geben können.

Über die Datierung der bisher ergrabenen Burgbereiche sind nur vorläufige Angaben möglich; die schon jetzt erkennbaren Ergebnisse müssen anhand des umfangreichen Fundmaterials weiter abgesichert und überprüft werden. Aufgrund der stratigraphischen Verhältnisse läßt sich jedoch sagen, daß Turm, Wohnbau und Stadtmauer im großen und ganzen gleichzeitig zu datieren sind. Die Abfolge der drei Baumaßnahmen ist noch nicht endgültig geklärt,





5 DAS SCHICHTENPROFIL im Mauerwinkel zwischen Amtsgericht und Stadtmauer belegt, daß die Ostwand des heutigen Amtsgerichtsgebäudes im Kern bis in die Erbauungszeit von Turm und Stadtmauer zurückreicht. Die Baugrube liegt unterhalb der hochmittelalterlichen Benutzungsschicht, eine jüngere Baugrube deutet auf Erneuerungsmaßnahmen hin.  
 Legende: ps = Planierschicht; ab = Abbruchschicht; bnh = Benutzungshorizont; bh = Bauhorizont; bg = Baugrube.





6 ÖLLAMPEN MIT FUSS (Standleuchter). Sie wurden zusammen mit weiteren zahlreichen Fragmenten gelber, rotbemalter Keramik (vgl. Abb. 7–9) aus der Einfüllung des Turmuntergeschosses geborgen.

6

jedoch kann es sich dabei nur um unerhebliche Datierungsdifferenzen handeln, was schon die funktionale Zusammengehörigkeit der drei Bauteile nahelegt.

Bautechnische Merkmale des Turms, Zangenlöcher und Buckelquader im Eckbereich, weisen auf die Errichtung um die Mitte des 13. Jahrhunderts hin. Dieser zeitliche Ansatz wird durch einen Münzfund erhärtet, der stratigraphisch der Erbauungszeit angehört. Bei dieser Münze, die aus der Grube eines Pfostenlochs geborgen wurde, das im Zusammenhang mit einem Baugerüst für den Turm zu sehen ist, handelt es sich um einen Haller Pfennig, der im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts geprägt wurde. Eine Datie-

rung des Turms vor diesem Zeitabschnitt kann demnach ausgeschlossen werden.

Zwei weitere Münzen entstammen dem Benutzungshorizont, sie zeigen, daß der Turm 1345 bis 1372 noch in Benutzung war. Ein Vergleich dieser Münzen mit fünf weiteren aus einer Brandschicht, die unmittelbar auf dem Steinplattenboden des Turm-Untergeschosses – jedoch unter der Abbruchschiicht – lagen und sämtlich in das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts zu datieren sind, belegt, daß um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert im Innern des Turmes ein Brand stattgefunden haben muß, der jedoch in keiner Beziehung zu dessen Aufgabe und dem Abbruch gestanden

7



7 ÖLLAMPEN OHNE FUSS und Fragmente der Ölschale eines Standleuchters (rechts).



hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Münzen und die Brandschicht im Zusammenhang zu sehen sind mit der Zerstörung Marbachs im Jahre 1311 durch Konrad von Weinsberg.

Da die jüngsten Münzen, die der Benutzungszeit des Turms zuzurechnen sind, also unter seinem Abbruchhorizont liegen, dem späten 14. Jahrhundert angehören, wird man gegenwärtig davon ausgehen können, daß der Turm etwa um das Jahr 1400 abgebrochen worden sein dürfte. Es mag sein, daß dieser Abbruch zusammenfällt mit der Erweiterung und dem Ausbau des württembergischen Schlosses unter Graf Ullrich V. (1433 bis 1480). Dabei hat man wohl das Steinmaterial des Wehrturms für die Neubauten wiederverwendet.

Das bei den bisherigen Ausgrabungen geborgene keramische Fundmaterial ist, wie bereits angemerkt, sehr umfangreich. Von besonderem Interesse und für die Keramikforschung von Bedeutung ist ein Komplex, der zum gelben, rotbemalten Keramiktyp gehört. Ein großer Teil der bisher geborgenen Stücke stammt aus dem Abbruchschutt des Wehrturms, dürfte demnach dem späten 14. oder dem beginnenden 15. Jahrhundert angehören. Diese Warenart, die seit dem 12. Jahrhundert, besonders aber im 13. und offenbar auch während des 14. Jahrhunderts hergestellt wurde, repräsentiert die höchste Qualitätsstufe mittelalterlicher Keramik und ist sicher nur von der gesellschaftlichen Oberschicht verwendet worden.

Nach Abbruch des Wehrturms verlagerte sich der Schwerpunkt der Bebauung nach Norden hin: Die Hauptgebäude des Schlosses, die dem Wohnen dienten, lagen nach Abschluß der Um- und Neubauten im Bereich der Marktstraße, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Oberen Tor. Dieser Schwerpunktverlagerung ist es letztlich zu verdanken, daß sich noch relativ umfangreiche Reste der ursprünglichen Burgbebauung freilegen ließen. Von den Resten des württembergischen Schlosses, das in der Zeit nach dem Stadtbrand von 1693 allmählich abgetragen wurde, konnten bisher nur Randbereiche erfaßt werden: der schon erwähnte Keller nördlich des Wehrturms und eine relativ schwach ausgebildete Fundamentmauer, welche die Nordwestecke des Turmfundaments überlagert. Die archäologische Erforschung des Schloßbereichs wird eine Aufgabe der Grabungskampagne 1980 sein.



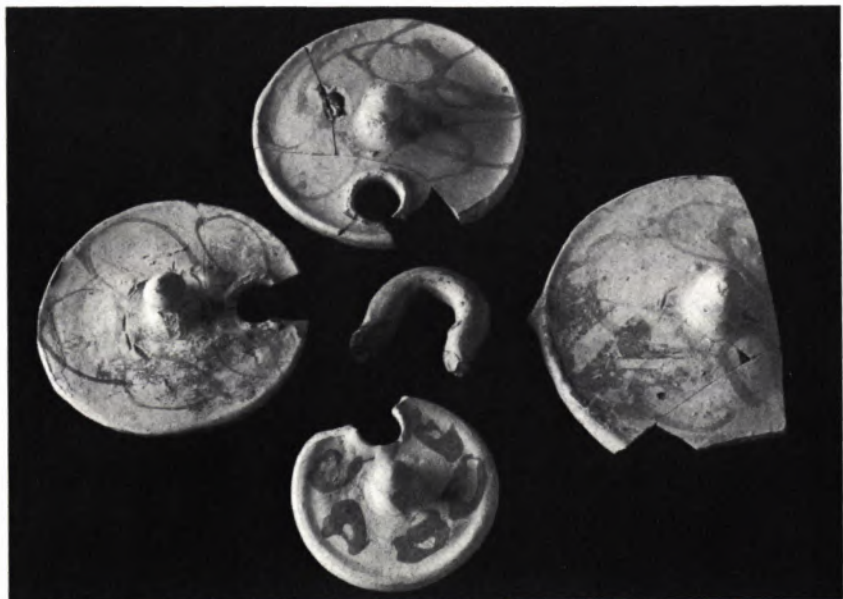
8

Wie bereits im Zusammenhang mit dem heutigen Amtsgerichtsgebäude deutlich wurde, beschränkte sich der ehemalige Burgbereich – und demnach wohl auch der württembergische Schloßbereich – nicht auf die heutige Parzelle 113, sondern reichte weiter nach Westen. Dieses Untersuchungsergebnis führt zu der Frage nach der Begrenzung des ehemaligen Burg/Schloß-Bereichs und darüber hinaus zu Fragen über die mittelalterliche Siedlungsstruktur Marbachs.

Wie sich bei der Anlage der Fußgängerzone und bei der Neuverlegung der Kanalisation gezeigt hat, war die Marktstraße von Anbeginn Zugangsweg zur Stadt, das heißt

## 8 GELBE, ROTBEMALTE KANNE

9 DECKEL der gelben, rotbemalten Warenart. Ein gleichartiger Deckel muß auch die Kanne (Abb. 8) geschlossen haben. Der Deckel wurde von dem sogenannten Überhenkel gehalten, war also fest mit der Kanne verbunden.



9





10a

zugleich die nördliche Begrenzung des Schloßareals. Die Erweiterung des romanischen Wohnbaus nach Westen, zur Größe des heutigen Amtsgerichts, weist darauf hin, daß der Schloßbereich wenigstens bis zur heutigen Oberamtsgasse reichte und vermutlich noch darüber hinaus die ehemalige, heute nicht mehr bestehende große Kelter einbezog. Die Oberamtsgasse entstand erst im letzten Jahrhundert. Der westliche Teil des Schloßbezirks dürfte eine Art Wirtschaftshof gewesen sein, eine Vermutung, die dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß die Gebäude im Bereich

11



10b

der ehemaligen großen Kelter noch im 19. Jahrhundert in öffentlichem Besitz waren.

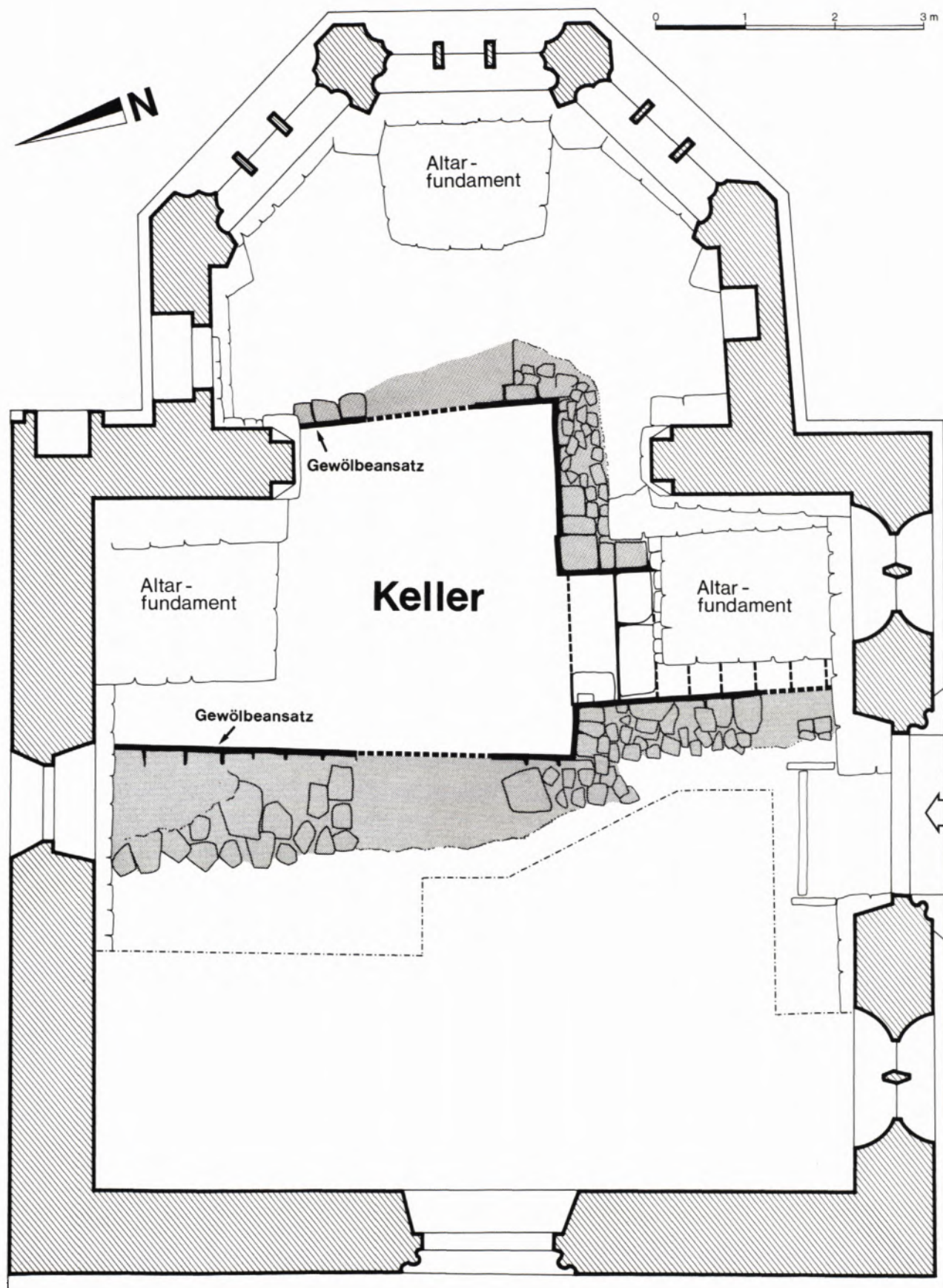
Eine schwierige Frage ist die nach dem Bezug des Schloßareals zur Wohn- und Wirtschaftsbebauung der bürgerlichen Stadt. Um die strukturellen Zusammenhänge zwischen dem herrschaftlichen und dem bürgerlichen Bereich besser erfassen und darüber hinaus Anhaltspunkte für die historische Siedlungsentwicklung Marbachs gewinnen zu können, hat das Landesdenkmalamt eine Erfassung aller im Marbacher Altstadtbereich erhaltenen Keller durchgeführt.



10a und b WENDELINS-  
KAPELLE beim Oberen Tor,  
erbaut zwischen 1430 und 1433  
anstelle eines Profanbaus. Bis  
zur Restaurierung 1978/79  
diente die Kapelle als Umspann-  
station und Stadtarchiv.

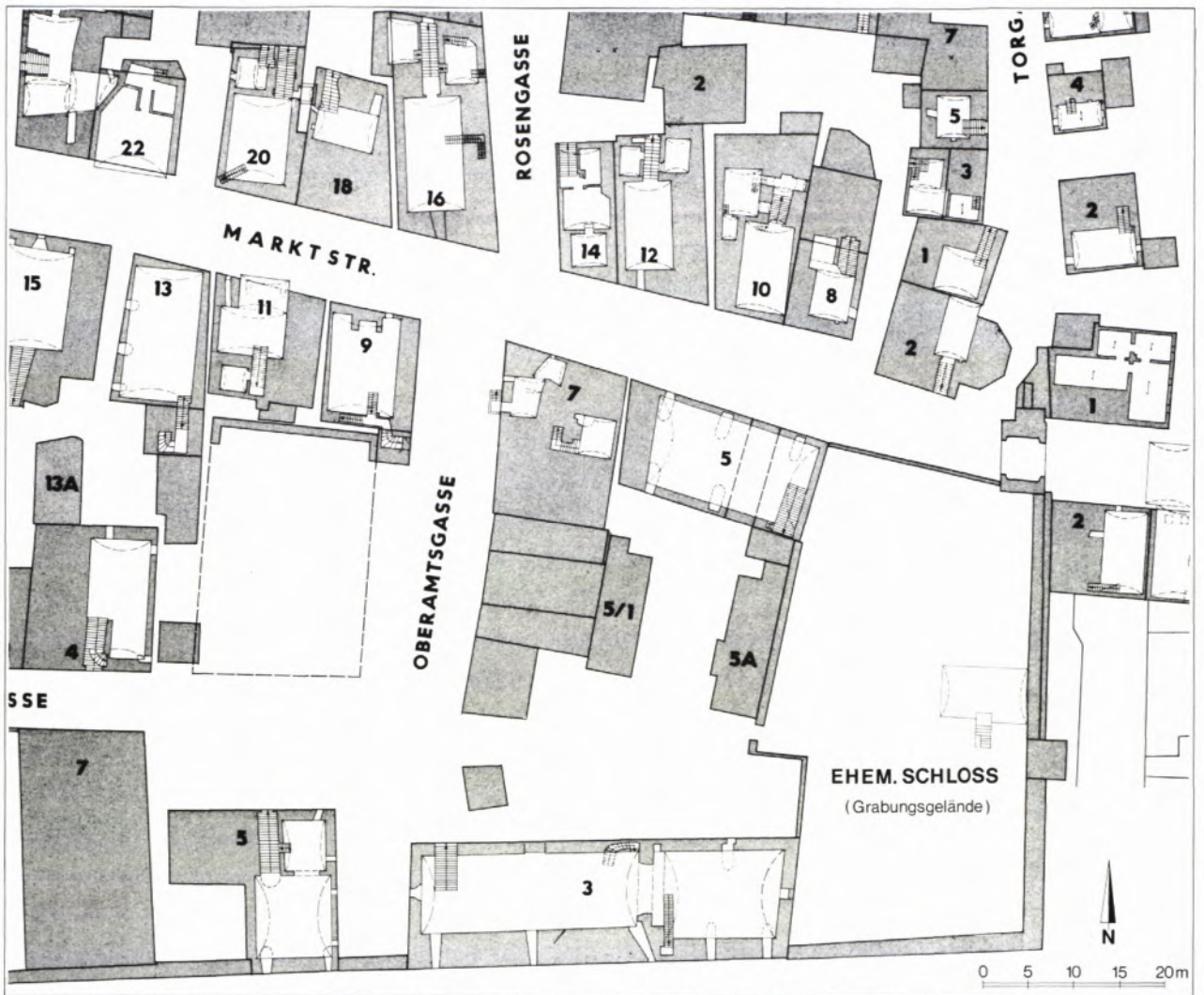
11 ÜBERSICHT über die  
Grabungsbefunde in der Wen-  
delinskapelle.





12 GESAMTPLAN DER GRABUNGSBEFUNDE IN DER WENDELINSKAPELLE.





13 MARBACHER KELLERKATASTER. Ausschnitt mit dem Bereich der oberen Marktstraße und des Schlosses.  
 14 REKONSTRUKTIONSVERSUCH der Bebauungsstruktur vor 1693 im Bereich der oberen Marktstraße. Während die Häuser vor der Brandzerstörung gruppenweise angeordnet waren und keine einheitliche Fluchtung besaßen, wurde beim Wiederaufbau nach 1693 eine einheitliche Baulinie festgelegt. Im heutigen Hausbestand ist diese städtebauliche Entwicklung nur noch an der Wendelinskapelle ablesbar.





Diese Maßnahme basiert auf der Grundüberlegung, daß die Keller, in der Regel gewölbte Steinkeller, als reine Zweckräume bei der Errichtung von Ersatzbauten, etwa nach dem Stadtbrand von 1693, wiederverwendet wurden. Diese Grundüberlegung läßt sich anhand des aufgenommenen Materials bestätigen. Der Kellerkataster, in dem jeder Keller in seinem Maß- und Lageverhältnis zum darüberliegenden Haus festgehalten und seine baulichen Charakteristika beschrieben wurden, bildet ein unter vielen Aspekten auswertbares Dokumentationsmaterial, das anhand von Bauakten ergänzt und auf den rekonstruierbaren Gebäudebestand zur Zeit der ersten Landesvermessung (1832) zurückgeführt werden konnte.

Es würde im Rahmen dieser Zeitschrift zu weit führen, alle bisher erzielten Ergebnisse darzustellen und anhand von Plänen, in denen die jeweiligen Charakteristika festgehalten sind, zu belegen. Im Hinblick auf die Umgebung des Schlosses, insbesondere die historische Stadtstruktur im Bereich der Marktstraße beim Oberen Tor, seien jedoch einige Ergebnisse vorgestellt.

Der erste Einblick in die historische Stadtgestaltung dieses Bereiches konnte bei der archäologischen Untersuchung der Wendelinskapelle gewonnen werden. Diese Kapelle an der Ecke Marktstraße/Torstraße ist die Stiftung eines reichen Marbacher Bürgers namens Schmid. Einer in Abschriften überlieferten Urkunde zufolge stiftete dieser im Jahre 1433 Grundstücke und Einkünfte zur Finanzierung eines Kaplans, der in der Wendelinskapelle die Frühmesse lesen sollte. Ein Balken vom Sturz des Zugangs, der von Norden her in die Apsis der Kapelle führt, war mit Hilfe der Dendrochronologie in das Jahr 1430 zu datieren. Daraus läßt sich schließen, daß die Kapelle in diesem Jahr begonnen und 1433 der Nutzung übergeben wurde.

Betrachtet man die Kapelle in ihrer heutigen städtebaulichen Umgebung, so fällt auf, daß sie mit ihrer Südwand aus der Bauflucht der Nachbarhäuser hervortritt und in den Raum der Marktstraße hineingreift, auch ihr Chor tritt über die Bauflucht der Torstraße heraus. Man könnte darin einen bewußten gestalterischen Akt sehen, die städtebauliche Dokumentation eines Anspruchs, den der zu Reichtum und Einfluß gelangte Marbacher Bürger Schmid mit der Stiftung der Wendelinskapelle verband. So bestechend – gerade auch bei der unmittelbaren Nachbarschaft des Schlosses – diese Interpretation sein mag, muß man sich doch im klaren darüber sein, daß die Wendelinskapelle nicht ohne weiteres mit ihrer städtebaulichen Umgebung im Zusammenhang gesehen werden kann.

Die Stellung der Wendelinskapelle innerhalb der Stadtstruktur läßt sich erst dann ganz beurteilen, wenn über die Stadtgestalt in diesem Bereich der Marktstraße vor dem großen Stadtbrand von 1693 Gewißheit besteht, denn nach zeitgenössischen Berichten wurde Marbach beim Franzosenbrand weitgehend zerstört. Auch die Wendelinskapelle brannte ab, der Dachstuhl stürzte in Schiff und Chor, was zahlreiche Beschädigungen, insbesondere profilierter Werksteine, zur Folge hatte; ein Großteil dieser Feuerbeschädigungen von 1693 wurde erst bei der Restaurierung 1978/79 beseitigt.

Erste Anhaltspunkte zur Klärung der mittelalterlichen Bebauung konnten bei der Grabung in der Wendelinskapelle gewonnen werden. Aus der schon erwähnten Quelle von 1433, in der es heißt, die Wendelinskapelle sei von neuem erbaut worden, schloß die lokale Geschichtsforschung, daß an gleicher Stelle bereits ein kirchlicher Vorgängerbau gestanden habe. Die Grabungen zeigten hingegen, daß für den Neubau der Kapelle ein profanes Haus abgebrochen

worden war, dessen Keller mit Ausnahme des Gewölbes noch in beträchtlichen Teilen freigelegt werden konnte. Die Kellermauern wurden zum Teil in die Fundamentierung der Kapelle einbezogen.

Der Keller dieses Vorgängerhauses besaß ein von Norden nach Süden gerichtetes Tonnengewölbe, sein Eingang befand sich auf der Südseite. Die Position der Stufen, die in den Keller hinabführten, konnte archäologisch festgestellt werden, wenn auch die Steinstufen selbst nicht mehr vorhanden waren. Rekonstruiert man diesen Zugang bis zum Niveau der Marktstraße, so ergibt sich, daß er bis in den heutigen Straßenraum hineinragte, eine mittelalterliche „Unsitte“, der man andernorts mit Hilfe von Bauordnungen entgegenzuwirken suchte.

Betrachtet man, ausgehend von diesem archäologischen Befund, die Grundrisse der Keller unter den benachbarten Häusern und die Position der Keller im Vergleich zu den darüberstehenden Häusern, so erweist es sich, daß die heutige Fluchtung der an die Wendelinskapelle anschließenden Bebauung offenbar ein Resultat des Wiederaufbaus nach dem Stadtbrand von 1693 ist. Im Gegensatz zu den heutigen Gebäuden bilden die Keller nämlich keine einheitliche Flucht, vielmehr sind sie in Gruppen gestaffelt. Die Marktstraße hatte demnach ihre engste Stelle beim Oberen Tor und verbreiterte sich stufenweise nach Westen, zum mittelalterlichen Markt hin. Bei der Baulinie der heutigen Marktstraße handelt es sich offensichtlich um eine städtebauliche Korrektur des Wiederaufbaues nach dem Brand 1693. Im zeitgleichen, das heißt spätmittelalterlichen Bauzusammenhang besaß die Wendelinskapelle keineswegs die heutige herausgehobene Stellung im Straßenbild, diese erhielt sie erst – und dies wohl bewußt – in der Barockzeit.

In Übereinstimmung mit der heutigen Situation dürfte die Schloßbebauung nach Norden hin geradlinig begrenzt gewesen sein. Das Gebäude Marktstraße 5, das unmittelbar westlich an die Parzelle 113 anschließt, besitzt einen großen Gewölbekeller, der in seinem Flächen- und Höhenmaß am ehesten mit jenem unter dem ebenfalls zum ehemaligen Schloß gehörenden heutigen Amtsgericht zu vergleichen ist. Auch dieser Keller dürfte im Zusammenhang mit dem württembergischen Schloß zu sehen sein und legt die entsprechende Begrenzung des Komplexes zur Marktstraße hin fest. Zwischen dem heutigen Gebäude Marktstraße 5 und der Stadtmauer befand sich nach Ausweis des Stiches von Merian aus dem Jahre 1643 ein weiteres großes Schloßgebäude.

Unklar ist gegenwärtig noch, wie man sich die Begrenzung der mittelalterlichen Burg zur heutigen Marktstraße vorzustellen hat. Dieser Bereich soll während der Grabungskampagne 1980 untersucht werden.

#### *Literatur:*

Eugen Munz und Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar. Stuttgart (1972).

#### *Anmerkung:*

Die örtliche Leitung der Grabung „ehemaliges Schloß“ in Marbach liegt bei Herrn Ing. (grad.) Hans Masula. Die katastermäßige Erfassung der Keller im Altstadtbereich Marbachs wurde durchgeführt von Herrn Ing. (grad.) Karlheinz Eckardt.

*Dr. Hartmut Schäfer*  
*LDA · Archäologie des Mittelalters*  
*Teckstraße 56*  
*7000 Stuttgart 1*



# Erhard Schmidt: Schloß Liebenau in Meckenbeuren, Bodenseekreis

## Betrachtungen zur Geschichte und baulichen Entwicklung

Das Schloß Liebenau, Mittelpunkt der gleichnamigen Stiftung und Teilgemeinde von Meckenbeuren, wird seit 1978 saniert und grundlegend umgebaut. Nicht lange nach Beginn der Sanierungsmaßnahmen wurden Baubefunde festgestellt, die Anlaß zu einer baugeschichtlichen Betrachtung gaben. Durch deutliche Baunähte getrennt, waren mehrere Bauabschnitte ablesbar, deren relative Chronologie sich unschwer nachvollziehen ließ. Da die wesentlichsten Bereiche des Schlosses unterkellert waren, konnte durch archäologische Untersuchungen keine absolute Datierung erwartet werden. Doch ergab die Überprüfung der Schriftquellen, daß einige der Bauphasen urkundlich exakt belegt waren, die Baugeschichte des Schlosses ohne das Hilfsmittel der Grabung bis zum mittelalterlichen Ursprung zurückverfolgt werden konnte.

Schon die älteren Baubeschreibungen des Schlosses Liebenau berichten, daß das Gebäude im Kern auf einen mittelalterlichen Wehrbau zurückgeht, der spätere Anbauten erhielt, die bis zum heutigen Erscheinungsbild führten. Ganz offensichtlich lehnten sich die baulichen Erweiterungen an eine hochmittelalterliche Turmhügelburg. Reste des Burghügels, der ursprünglich von einem Wassergraben umgeben war, sind auf der Südseite des Schlosses noch deutlich im Gelände abzulesen (Abbildung 1). Die Entstehungszeit der Burg ist zwar nicht überliefert, doch läßt sich die Zeit ihrer Errichtung über das Adelsgeschlecht eingrenzen, das sich nach diesem befestigten Wohnsitz nannte.

Ab 1246 urkundet Albert von Summerau, ein Mitglied des bedeutenden Reichsministerialengeschlechtes von Summerau, mehrfach auch als Albert von Liebenau. Dadurch ist schlüssig bewiesen, daß zumindest um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Burg Liebenau existiert. Da mit dieser Nennung Liebenau überhaupt erstmals urkundlich Erwähnung findet, darf angenommen werden, daß die Burg nicht vor Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut wurde. Doch scheinen Herrschaft und Burg Liebenau nicht lange im Besitz derer von Summerau gewesen zu sein. Zwar nannte sich der Sohn Albert von Liebenau – er führte den gleichen Namen wie sein Vater – noch 1287 nach der Burg, doch kann nicht ausgeschlossen werden, daß zu diesem Zeitpunkt der Besitz bereits in andere Hände übergegangen war, da dessen Sohn, ein Augsburger Kanoniker, sich schon 1280 wieder nach dem Stammsitz Summerau nannte. Sicher ist indessen, daß 1309 die Grafen von Montfort im Besitz der Burg Liebenau waren, denn zu diesem Zeitpunkt übergab Graf Hugo III. von Montfort-Tettnang neben anderen Besitzungen auch Dorf und Burg Liebenau, die er zuvor erworben hatte, an seinen Sohn Graf Wilhelm und an seinen Neffen Graf Hug. Seit dieser Zeit war Liebenau mit der Herrschaft Tettnang vereinigt und beherbergte in den folgenden Jahrzehnten einen montfortischen Vogt.

Nahezu 300 Jahre wird Liebenau nicht mehr in Urkunden erwähnt. Die Burg wird das Schicksal vieler Herrnsitze erlebt haben und dem langsamen Verfall preisgegeben worden sein. Zumindest spricht dafür eine Nachricht, die aus dem 16. Jahrhundert überliefert ist. Die Grafen von Montfort schenken 1581 die Burg Liebenau dem Augsburger Advokaten Dr. Mathes Layman zu einem freien Reichslehen. Außerdem verkauften sie ihm das zugehörige Dorf samt niederer Gerichtsbarkeit und kleinem Wildbann. Im August 1582 bestätigte Kaiser Rudolf als Lehensherr die Schenkung. In dieser Urkunde wird ausdrücklich erwähnt, daß das Burgstall in schlechtem baulichen Zustand sei und die Absicht bestehe, den Herrnsitz neu zu erbauen. In der Beschreibung des Zubehörs wird auch der Wassergraben genannt, der die mittelalterliche Burg umschloß.

Unmittelbar nach der Schenkung scheint der Neubau begonnen worden zu sein, wenn man der am Erker des Schloßbaues eingemeißelten Jahreszahl Glauben schenken darf. 1624 errichteten die Layman von Liebenau die Schloßkapelle neben dem östlichen Borganbau. Dieses Datum ist deshalb überliefert, weil das Kloster Weißenau bei Ravensburg dem Kapellenbau nur unter der Bedingung zustimmte, daß dadurch keine Beeinträchtigung seiner Pfarrkirche im südlich benachbarten Dorfe Eschach entstehen dürfe. 1668, nach dem Tod von Balthasar Layman, zog Kloster Weingarten die Burg Liebenau an sich, da dessen Bruder Abt, einer seiner Söhne Mönch dieses Klosters war. Die Layman-Erben wurden 1672 mit 6000 Gulden abgefunden. In der Folgezeit war die Herrschaft Liebenau mit dem Kloster Weingarten verbunden und teilte dessen Geschick. 1803 gelangte die Herrschaft an den Fürsten zu Nassau-Oranien, der sie 1804 an Österreich abtrat. Doch schon ein Jahr darauf wurde Liebenau mit dem montfortischen Besitz an Bayern abgetreten und gelangte schließlich 1810 an das Haus Württemberg. Bald darauf wurde das Schloßgut verkauft. 1818 erwarb es Pfarrer Baratti von Hoßkirch, 1858 gelangte Liebenau für kurze Zeit in den Besitz des Benediktinerordens, seit 1870 dient das Schloß als Pflanzenschule.

Nicht alle der angeführten Daten und Ereignisse sind für die Baugeschichte des Schlosses relevant. Doch vermag eine baugeschichtliche Untersuchung nicht, völlig losgelöst von historischen Bindungen nur auf schlichten Baudaten basierend, letztlich dem Objekt gerecht zu werden.

Besonders deutlich spiegelt die älteste Bauphase die Beziehung zu einer wechselvollen Geschichte wieder. Durch unverkennbare Baunähte von den östlich und westlich angefügten Gebäudeteilen getrennt, war als Kern der Schloßanlage der nahezu quadratische Wohnturm der Herren von Summerau mit 8,5 m äußerer Kantenlänge unschwer nachweisbar (Abbildung 2). Dabei überraschte, daß der Turm





1 EHEMALIGES SCHLOSS LIEBENAU in Meckenbeuren. Ansicht von Süden vor Beginn der Umbauarbeiten. Die Reliefformen lassen deutlich erkennen, daß Teile des Baues auf einem mittelalterlichen Burghügel stehen.

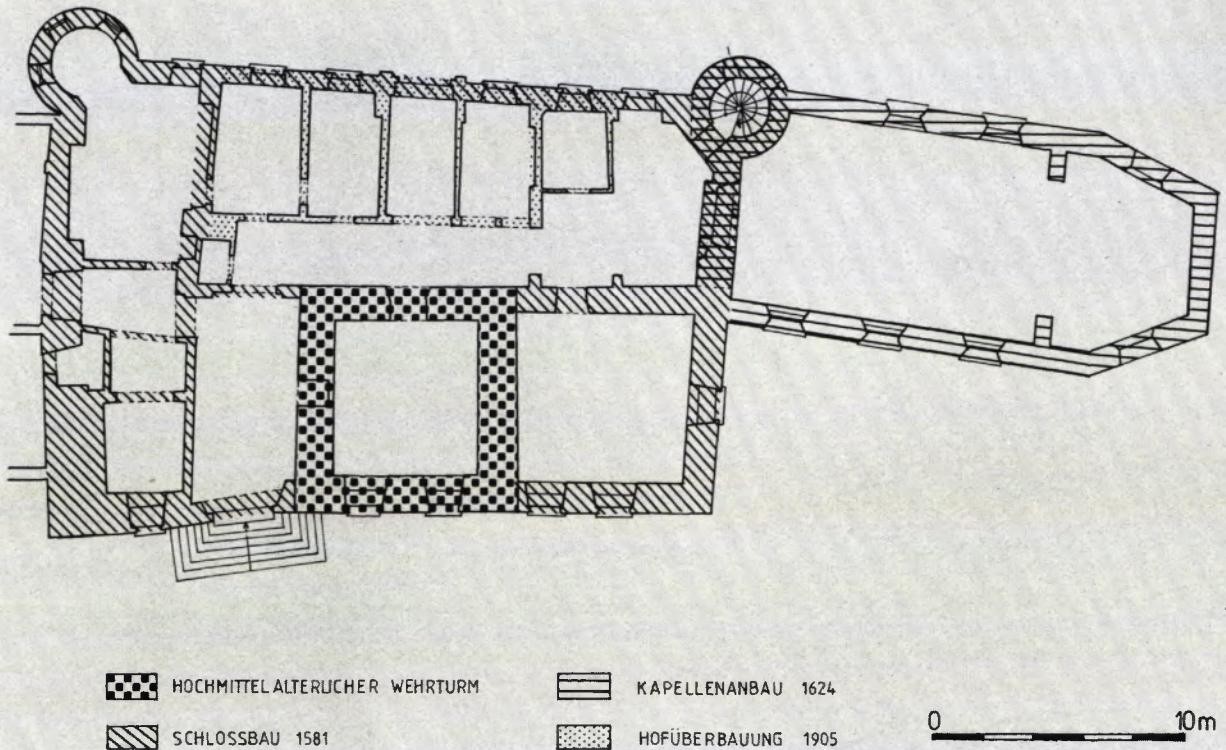
noch über drei Geschosse hinweg etwa 14 m hoch zu erkennen war, obwohl der Nachricht aus dem Jahre 1581 zufolge die Burg sich in einem ausgesprochen schlechten baulichen Zustand befunden hatte. Zwar führten spätere Baumaßnahmen zu mehreren Durchbrüchen in den ehemals völlig geschlossenen Wandflächen, doch vermochten sie keineswegs, das Erscheinungsbild der mittelalterlichen Wehranlage völlig zu zerstören. Die äußeren Turmecken waren ausgesprochen sorgfältig aus glatt behauenen Quadern aufgeführt, zum Bau der Wände wurden grob lagerhaft zugeschlagene Geschiebeblöcke und Schotter verwandt. Das Mauerwerk war nur teilweise verputzt. Lediglich die etwas zurückliegenden Wandpartien trugen Putz, die Steirücken waren unverputzt. In den noch nicht völlig abgeordneten Putz wurden mit einer Kelle horizontale und vertikale Fugenstriche gezogen. So entstand das Bild eines allerdings einigermaßen unregelmäßigen Quadermauerwerks. Diese Art der Mauerbehandlung zeigte sich auch an den Innenwänden. Spätere Türdurchbrüche ließen deutlich erkennen, daß das 1,4 bis 1,5 m starke Mauerwerk des Wohnturmes in Schalenmauertechnik errichtet worden war. Diese im Mittelalter bei stärkeren Mauern allgemein angewandte Bauweise ermöglichte es, auch nicht lagerhaftes Steinmaterial optimal zu verwenden, da nur die Außenseiten der

Mauern aus behauenen Steinen aufgeführt wurden. Für den Mauerkern, der die weitaus größte Baumasse stellte, konnten unbehauene Steine jeglicher Form verwendet werden.

Der ehemalige Zugang des Wehrturmes, der analog zu vergleichbaren Anlagen im Bereich der oberen Geschosse gelegen haben muß, konnte nicht nachgewiesen werden. Es ist anzunehmen, daß er durch nachfolgende Veränderungen völlig zerstört wurde. Doch fand sich im Erdgeschoß des Turmes ein Baubefund, der Erwähnung verdient. Beiderseits der nachträglich in die Nordwand der Turmhügelburg eingebrochenen Türe wurden kaminartige Hohlräume festgestellt. Der äußerst glatte Wandverlauf dieser einen Meter breiten und nahezu ebenso tiefen Nischen deutet auf ihre Anlage im Zuge der Erbauung des Wehrturmes hin. Offensichtlich besaßen sie große Öffnungen zum Erdgeschoßinnenraum, die bei einer späteren Nutzungsänderung mit Ziegeln zugemauert wurden. Es zeigte sich, daß die Nischen sich nicht nur auf die Erdgeschoßzone beschränkten, sie ragten senkrecht in die oberen Stockwerke hinein. Doch besaßen sie unterschiedliche Höhen. Während die westliche Nische bis in das Bodenniveau des ersten Obergeschosses nachgewiesen werden konnte, durchzog die östliche dieses Geschoß als Hohlraum hinter einer Mauerschale verborgen



MECKENBEUREN  
SCHLOSS LIEBENAU  
GRUNDRISS, gez. 4.7. 79 NI



2 DIE EINZELNEN BAUABSCHNITTE des Schlosses Liebenau im Grundriß.

und endete im Bodenbereich des zweiten Obergeschosses. Bedauerlicherweise war der Abschluß dieser Nischen nicht erhalten. Er fiel späteren Türdurchbrüchen zum Opfer, so daß die beiden Hohlräume nun abrupt durch massive Türschwelle abgeschnitten werden. Zusätzliche Maueruntersuchungen ließen erkennen, daß sie keine Fortsetzung über den jeweiligen Türen besaßen.

Abgesehen vom Umriss und von unterschiedlicher Höhe waren keine weiteren Hinweise vorhanden, die Rückschlüsse auf die Funktion der Hohlräume gestatteten, so daß die Interpretation dieser Baudetails wesentlich erschwert wird. Ausgeschlossen werden kann eindeutig eine Nutzung als Kaminschlott mittelalterlicher Feuerstellen, da bei der Geschlossenheit der Form ein Raumabzug verhindert wurde. Zudem hätten sich Spuren einer solchen Verwendung erhalten. Selbst wenn bei späteren Maßnahmen die Rußablagerungen entfernt worden wären, hätte doch das Steinmaterial Zeichen der Hitzeeinwirkung erkennen lassen. Außerdem wäre die Anlage von zwei Kaminen dieses Ausmaßes bei der eher bescheidenen Raumabmessung des Wohnturmes überflüssig und völlig unverständlich.

Doch wenn eine Deutung des Befundes als Kamin entfällt, welche Funktion kam den Hohlräumen dann zu? Berücksichtigt man die Anordnung der Türen, die nachträglich in den Obergeschossen durch die Turmnordwand gebrochen

wurden, bietet sich eine Lösung. Entgegen jeglicher Erwartung wurden sie nicht wie im Erdgeschoß in der Mitte der Turmwand angelegt, sondern an den Seiten neben der Westwand beziehungsweise Ostwand des Turmes. Diese Abweichung beruht sicher auf Vorgaben, die einen Türdurchbruch gerade an der Stelle geboten erscheinen ließen, wie etwa tiefe Wandöffnungen im Zusammenhang mit den Wandschächten. Offenbar bestand demnach eine Verbindung des Erdgeschosses durch die Wandnischen mit den oberen Stockwerken. Ein Treppenzugang in den senkrechten Schächten muß ausgeschlossen werden, da keinerlei Sprossen oder ähnliche Steighilfen vorhanden waren. Denkbar wäre indessen eine Interpretation des Befundes als eine Art Speiseaufzugsschacht. Da der Küchenbereich der Turmhügelburg im Erdgeschoß angesiedelt war, gewinnt diese Deutung der Schächte erheblich an Wahrscheinlichkeit.

Mit der Verwendung fortschrittlicherer Waffen verlor die Wehranlage an Bedeutung und wurde wohl dem Verfall preisgegeben. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden die noch hoch aufragenden Reste der Burg in einen Neubau einbezogen. Offensichtlich war die Turmhügelburg doch nicht so stark verfallen, wie in der Urkunde aus dem Jahr 1582 gesagt wird. Schon ein Jahr zuvor hatten die Layman, die neuen Besitzer des Burgstalles, mit der Errichtung eines Schloßbaues begonnen. Der mittelalterliche



Turm erhielt im Osten und im Westen je einen Anbau, der in den Abmessungen etwa denen des Turmes entsprach. Der westliche Baukörper erhielt darüber hinaus einen nordwärts orientierten Rechteckanbau, der in seiner Nordwestecke in einem Rundturm endete. Nach Westen führte von ihm, parallel zur Schloßachse, eine mächtige Hofmauer, die im Nordosten von einem weiteren Rundturm aufgefangen wurde. Auch nach Osten war der Hofraum durch eine Mauer abgeschlossen, die bis in die Höhe des ersten Obergeschosses reichte. So entstand ein stark geschlossener Baukomplex. Die Symmetrie des ursprünglichen Schloßbaues wurde durch zwei halbrunde Erker verstärkt, die an den Ecken der Südwand vom ersten Obergeschoß an bis zum Dach reichten. Da das Schloß keinen separaten Flur besaß, konnten die einzelnen Räume nur durch den benachbarten erschlossen werden. Deshalb wurden Türdurchbrüche durch die starken Turmwände erforderlich. Da die ursprüngliche Wehrfunktion der Anlage durch Wohn- und Repräsentativfunktion ersetzt wurde, konnten die bis dahin geschlossenen Turmaußenwände durch je zwei Fensteröffnungen pro Stockwerk aufgelöst werden. Der Zugang zu den Obergeschossen erfolgte über eine Außentreppe an der Ostseite des Schlosses. Dort waren nachträglich zugemauerte Türöffnungen eindeutig ablesbar.

Eine wesentliche Grundrißveränderung erfuhr das Schloß Liebenau im Jahre 1624 mit dem Bau der Kapelle, die sich östlich an den Hofraum anfügte. Die Hofmauer wurde zur Westwand aufgestockt, der nordöstliche Rundturm in den Kapellenbau integriert. Er diente nun als Treppenturm und ermöglichte einen Zugang zum Dachraum der Kapelle.

Jahrhundertlang wurden keine baulichen Veränderungen am Schloß Liebenau vorgenommen, auch nicht während seiner Zugehörigkeit zum Kloster Weingarten. Erst zu Be-

ginn dieses Jahrhunderts, im Jahr 1905, veränderte sich mit der völligen Überbauung des Innenhofes das Erscheinungsbild des Schlosses grundlegend, da diese Baumaßnahme auch die Errichtung eines neuen, nahezu doppelt so breiten Dachstuhles beinhaltete. Eine weitere Beeinträchtigung erfuhr das Schloß durch einen umfangreichen Anbau im Westen, der aufgrund seiner Höhe und seiner auffälligen Gliederungselemente deutlich dominierte.

Durch den Abbruch dieses Anbaues im Zuge der gegenwärtigen Umbaumaßnahmen gelang es weitgehend, das harmonische Bild des Schlosses Liebenau wiederherzustellen, wenn auch die Innenhofüberbauung nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Es wird unter dem neuen Außenputz alle Hinweise auf seine wechselvolle Geschichte und seine bauhistorische Entwicklung vollständig verbergen und wieder das Gepräge eines einheitlichen Baukörpers annehmen. Doch im Inneren werden die unverputzten Quaderecken des mittelalterlichen Wehrturmes mit den anschließenden Wandflächen, deren Fugenstrichputz konserviert wurde, davon Zeugnis ablegen, daß in Liebenau eine Turmhügelburg, wenn auch stark verändert, erhalten blieb, eine der wenigen Zeugen dieses Burgentyps, die vom Mittelalter an in dieser Region überdauerten.

*Literatur:*

W. v. Matthey und A. Schahl: Die Kunstdenkmäler des Kreises Tettngang, 1937. Vgl. S. 124–125.

Beschreibung des Oberamtes Tettngang, 1915. Vgl. S. 813 ff.

*Dr. Erhard Schmidt*

*LDA · Archäologie des Mittelalters*

*Schönbuchstraße 50*

*7400 Tübingen 1-Bebenhausen*

3 ERHALTENE TURMHÜGELBURG VON DEUCHELRIED-OFLINGS, Kreis Wangen. Sie veranschaulicht das Erscheinungsbild der ältesten Bauphase der Burg Liebenau.







Peter Schubart: „Beruf: Photograph in Heidelberg  
Ernst Gottmann sen. und jun. 1895 – 1955“

Zur Ausstellung im Heidelberger Kunstverein

Im Keller eines Heidelberger Altstadtshauses entdeckte 1975 ein Architekten-Ehepaar die umfangliche Sammlung von etwa 20 000 Porträt- und Architektur-Photoplatten aus dem Atelier von Vater und Sohn Gottmann, die in Vergessenheit geraten waren. Die Platten wurden in einer beispielhaften Aktion zusammen mit Studenten und Mitarbeitern des Kunsthistorischen Instituts gesichtet, gereinigt und konserviert und für eine Ausstellung im Gartensaal des Heidelberger Kunstvereins aufbereitet. Die Ausstellung fand dann von 6. Januar bis 24. Februar 1980 mit großem Erfolg als Fortsetzung einer schon früher begonnenen Veranstaltungsreihe über aktuelle Fragen der Stadtsanierung in Heidelberg statt.

Seit 1895 hatten die Gottmanns über 60 Jahre lang Bürger und Prominenz aus Heidelberg und Umgebung fotografiert, seit 1928 besaßen sie auch das Monopol der „Schloßphotographie“ für Gruppen- und Einzelporträtaufnahmen vor historischer Kulisse; ein Teil der Ausstellung war diesem Hauptarbeitsgebiet der Photographen gewidmet, das den Betrachter schmunzeln, aber auch nachdenklich werden ließ.

Die an Zahl im Verhältnis zum Gesamtbestand der Photoplatten geringeren, doch an Bedeutung gewichtigeren

Architekturphotos bildeten den Mittelpunkt der Ausstellung. Die etwa 1000 hervorragenden Architekturaufnahmen sind für den Bauhistoriker, den Denkmalpfleger, Architekten und Heimatfreund von unschätzbarem dokumentarischem Wert. Vater und Sohn Gottmann hatten die Aufnahmen in der Regel als Auftragsarbeit angefertigt; so photographierte zu Beginn unseres Jahrhunderts Ernst Gottmann sen. für Adolf von Oechelhaeuser die historischen Bauten in und um Heidelberg zur Veröffentlichung im Kunst-Inventarband Badens. Daneben wurden bis in unsere Zeit als Auftragsarbeit zahlreiche Neubauten im gerade fertiggestellten Zustand in Einzelaufnahmen und Serienphotos festgehalten, die somit in wertvoller dokumentarischer Zuverlässigkeit überliefert sind (Universitätsbibliothek von Durm, Stadthalle von Henkenhaf und Ebert, Villa Freudenberg von Tessenow oder Villa Krehl von Ostendorf).

Dem in der Ausstellung gezeigten Photomaterial waren ausführliche textliche Erläuterungen beigegeben, die in den ausgezeichneten zweibändigen Katalog mit den Teilen „Porträt“ und „Architektur“ aufgenommen wurden. Der Architekturkatalog mit fast dreihundert Abbildungen, der Beschreibung und historischen Einordnung der abgebilde-





2 DAS KARLSTOR in Heidelberg.  
Aufnahme von 1912.

ten Bauten, ist eine wahre Fundgrube und wird schon jetzt als wichtiges und willkommenes Nachschlage- und Informationswerk geschätzt.

Die Veranstalter fügten den historischen Photos Zustandsphotos der Neuzeit bei („HEIDELBERGA DELETA“). Damit wird ein didaktischer Gewinn erzielt, indem man den Betrachter auf die Folgen der negativen Veränderung des Stadtbildes hinweist; nach den Photo-Gegenüberstellungen wird deutlich: schon bei der Wegnahme von Fenstersprossen, beim Aufreißen der Erdgeschosse für unproportionierte Schaufenster oder bei Beseitigung von Fensterverdachungen, Balkons und Gesimsen werden historische Architekturen zerstört, wird die Harmonie des Altstadtbildes unwiederbringlich geschädigt. Überzeugende Bildbeispiele werden gezeigt: Das Karlstor am Ostende der Altstadt, erbaut 1775 von Pigage, 1910 als verkehrsdurchflutetes Tor mit Pferdebahn photographiert, steht 1979 degradiert zum Denkmal auf grüner Verkehrsinsel und kann nicht einmal mehr vom Fußgänger durchwandert werden. Mit Erschütterung liest man, daß 1967 allen Ernstes der Abriß dieses Barocktores diskutiert wurde; ebenso übrigens wie eine Beseitigung der Stadthalle von 1901, die inzwischen jedoch mit Hilfe von Gottmann-Photos innen und außen gründlich

renoviert wurde. Ein weiteres Beispiel: Das Schwarznonnenkloster mit Aufnahme aus der Zeit um 1900 vor seinem Abriß und dem Neubau der Universitätsbibliothek, die 1901 bis 1905 errichtet wurde. Ein erneutes Photo von 1979 zeigt die Veränderungen mit einer Tiefgaragenabfahrt auf der Sandgasse.

Daß einige Überzeichnungen bei „HEIDELBERGA DELETA“ unterliefen, wem wird man es verdenken? (Die Herrenmühlen-Neubebauung oder der Umbau der Hof-Apotheke, Sofienstraße 11, von 1978 mit der Heilung alter Bausünden sind als Negativbeispiele wenig geeignet.)

Die hervorragende Ausstellung hat ihr Ziel erreicht, die Bekanntschaft mit den Photographen Gottmann sen. und jun. zu vermitteln und eine nüchterne Bestandsaufnahme anzuregen: „50 Jahre danach – was geschah in Heidelberg, wie soll es weitergehen“?

Kataloge können beim Heidelberger Kunstverein, Hauptstraße 97, noch bestellt werden.

*Dipl.-Ing. Peter Schubart  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe*



## Personalia

### Baden-württembergische Denkmalpfleger



**Hans Gerhard Brand**

Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Außenstelle Tübingen

1944 in Berchtesgaden geboren, kam Hans Gerhard Brand schon in früher Kindheit nach Augsburg. Dort besuchte er das humanistische Gymnasium bei St. Anna. Nach dem Abitur 1965 studierte er an den Universitäten Erlangen und Heidelberg evangelische Theologie.

Im Rahmen dieses Studiums entwickelte er ein besonderes Interesse für Christliche Archäologie. Dies führte zunächst zur Teilnahme an einer mehrmonatigen Grabung des Heidelberger Institutes in Nubien, schließlich aber dazu, daß er sich 1969 ganz zum Studium der Kunstgeschichte und der Archäologie entschloß. Ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes ermöglichte 1972 einen fast einjährigen Aufenthalt in Venedig. Er diente zur Vorbereitung auf die Dissertation über das venezianische Wandgrabmal – speziell über die Monumente Pietro Lombardos, mit der Hans

Gerhard Brand 1977 an der Universität Erlangen bei Professor Timofiewitsch promovierte. Anschließend kam Brand zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen, um die Liste der Kulturdenkmäler des Kreises Ravensburg zu erstellen. Für diese Tätigkeit verlegte er auch seinen Wohnsitz nach Ravensburg und gewann so bald eine enge Beziehung zur Kulturlandschaft Oberschwabens. Seit Januar 1980 ist er nun als Bau- und Kunstdenkmalpfleger für den von ihm inventarisierten Kreis zuständig.



**Wolf Deiseroth**

Referat Inventarisierung, Stuttgart

Geboren 1937 als Pfarrerssohn im damaligen Freistaat Danzig, besuchte Wolf Deiseroth nach der Niederlassung seiner Eltern in Schleswig-Holstein das Gymnasium des Bugenhagen-Internates in Timmendorfer Strand. Nach dem Abitur studierte er zunächst Medizin an den Universitäten in Hamburg und West-Berlin und wechselte dann zum Studium der Kunstgeschichte, Archäologie, Philosophie und Theaterwissenschaft an die Universität in München über. Erste längere Studienaufenthalte in Ober- und Mittelitalien, unter anderem an den Deutschen kunsthistorischen Instituten in Florenz und Rom, intensivierten die Beschäftigung mit Baugeschichte und speziell mit der Architektur der Früh- und Hochrenaissance. Anfang 1970 promovierte Deiseroth mit einer Arbeit über ein Thema der Triumphal- und Sakralarchitektur der italienischen Renaissance bei Prof. L. H. Heydenreich in München. In den folgenden Jahren arbeitete er als Lektor in einem Fachbuchverlag sowie als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. Die Vorbereitungen zu einer Publikation über verlorene (kriegszerstörte) Werke der deutschen Baukunst führten zu ersten Kontakten mit der Denkmalpflege.

Vom Frühjahr 1973 bis Sommer 1974 beteiligte sich Deiseroth an der vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege durchgeführten Listeninventarisierung der Baudenkmale. In dieser Zeit bereiste und bearbeitete er mehrere ostbayerische Landkreise. Im Mai 1975 wurde er beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, zur Inventarisierung des Rhein-Neckar-Kreises, des Neckar-Odenwald-Kreises und der Stadt Heidelberg angestellt. In den folgenden Jahren konnte er seine Erfahrungen aus der bayerischen und baden-württembergischen Inventarisierung in die Mitarbeit an der Formulierung eines Kriterienkataloges (Richtlinienentwurf) zur Listenerfassung der Kulturdenkmale und Gesamtanlagen einbringen und hierbei auch zur Entwicklung des bestehenden Arbeitsinstrumentariums (Listenformulare, Kartierung, Legende, Ensemble- und Objektkennzeichnung u. a.) beitragen. Im Juni 1979 wurde er in die Stuttgarter Dienststelle des Landesdenkmalamtes übernommen, um hier an der wissenschaftlichen Erarbeitung des geplanten „Ortskernatlas Baden-Württemberg“ mitzuwirken, für den er ein Gesamtkonzept erstellt hat.



## Schloß zu verkaufen im Neckar- Odenwald-Kreis



Das Schloß liegt in der Umgebung von Adelsheim. Es wird vom Eigentümer zum Verkauf angeboten, gegebenenfalls auf Rentenbasis.

Das Barockgebäude von 1713 mit 750 m<sup>2</sup> Wohn- beziehungsweise Nutzfläche, mit weitgehend unverändertem Grundriß, mit barocker Holzterasse in geräumiger Diele, Türen aus der Erbauungszeit und einem steinernen Kamin ist geeignet für eine gehobene Wohnnutzung, als Tagungs-

stätte oder ähnliches. Die Substanz des Hauses ist weitgehend in Ordnung, Reparaturen, Heizungseinbau u. a. sind erforderlich.

Zum Schloß gehören 6000 m<sup>2</sup> baumbestandene Rasenfläche und 80 m Bachufer (Seckach).

Verkaufspreis als Verhandlungsbasis 350 000 DM. Nähere Auskunft gibt die Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes.  
*P. Schubart*

## Mitteilungen

### Buchbesprechungen

**Alfred Weis und Wolfgang Klug: Das Ordnen eines Trümmerhaufens. Dreißig Jahre Umlegungsbehörde und Wiederaufbau in Freiburg im Breisgau.** *Freiburger Stadthefte 26, hg. vom Städtischen Hauptamt – Pressestelle – in Verbindung mit dem Verlag Rombach; o.O., o.J. (Freiburg 1979).*

„Das Ordnen eines Trümmerhaufens“: Unter diesem wenig attraktiven, aber ganz zutreffenden Titel berichten Mitarbeiter der Freiburger Umlegungsbehörde in einem bescheidenen Heft über die drei Jahrzehnte der Tätigkeit dieser Institution. Grund für die Besprechung dieses Berichtes im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege ist die gar nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung der Umlegungsbehörde für den Wiederaufbau der Altstadt von Freiburg.

„Die liebenswerte, alte historische Stadt Freiburg mit ihrer einmaligen, unvergleichlichen Atmosphäre bezaubert heute Freiburger Bürger und Besucher aus dem In- und Ausland gleichermaßen . . .“. Diese Formulierung am Anfang der Broschüre wird kaum Widerspruch hervorrufen.

Aber nur den wenigsten Besuchern Freiburgs wird bewußt sein, daß es diese „liebenswerte, alte historische Stadt“, wenigstens soweit es den Altstadtkern betrifft, nach dem Bombenangriff vom 27. 11. 1944 nur noch in ganz geringen Teilen gab.

Ein Plan, gezeichnet 1947, zeigt das Ausmaß der Zerstörungen (Abbildung 1). Aus dem gleichen Jahr stammt auch eine Version des Wiederaufbauplanes, gezeichnet im Wiederaufbaubüro und unterschrieben von Oberbaudirektor Dr. Josef Schlippe, dem späteren Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Freiburg.

Die Planung für den Wiederaufbau der Innenstadt von Freiburg ist aber noch älter. Bereits ein Jahr früher, am 27. 11. 1946, am zweiten Jahrestag der Zerstörung Freiburgs, eröffnete Josef Schlippe eine Reihe von Rundfunkvorträgen, in denen er die Grundzüge dieses Wiederaufbauplanes darstellte.

Dieses für alle deutschen Städte ungewöhnlich frühe Datum einer konsequenten und auf das ganze Altstadtgebiet bezogenen Wiederaufbauplanung findet eine überraschende Erklärung: Für einzelne Grundzüge konnte auf Pläne zurückgegriffen werden, die bereits 1938 vorlagen.

Grundlage des Wiederaufbauplanes war die Beibehaltung des Grundrisses der Zähringer-Planstadt aus dem 12. Jahrhundert, allerdings mit zwei entscheidenden Modifizierungen, die seine Lebensfähigkeit bis heute unter Beweis gestellt haben:

1. Entlang der Hauptstraßen sollten die Bürgersteige unter Beibehaltung der Gebäudeflucht in Arkaden nach dem Vorbild der Zähringerstadt Bern verlegt werden, so daß die Gesamtfahrbahnbreite für den Verkehr zur Verfügung stehen könnte.

2. Die Belieferung der Geschäfte an der Kaiser-Joseph-Straße, der Hauptmarktstraße der Zähringerstadt, sollte mit Hilfe der Durchführung zweier nur in Teilen vorhandener paralleler Binnenstraßen durch die auszukermenden Höfe im Innern der Baublöcke erfolgen.

Dazu kam der Ausbau einer um die Altstadt führenden Randallee unter Verwendung bereits im 19. Jahrhundert auf dem ehemaligen Festungsgelände angelegter Straßen.

Von diesem Plan lag das Arkadenkonzept nach planerischen Versuchen, die sich bereits am Anfang der dreißiger Jahre nachweisen lassen, im Jahre 1938 nahezu fertig vor.







Die Binnenstraßenlösung, die ja ebenfalls ein Grundkonzept der Zähringer-Planstädte, die Parallelanordnung von Haupt- und Wirtschaftsstraßen, aufgreift, wurde ebenfalls bereits 1938 erwogen, aber wegen der zu erwartenden unlösbaren Schwierigkeiten durch die verwickelten Eigentumsverhältnisse zurückgestellt.

Diese Eigentumsverhältnisse hatten sich durch die Zerstörungen des Krieges natürlich nicht geändert. Im Gegenteil, durch das unterschiedliche Ausmaß der Zerstörungen innerhalb eines Baublockes waren neue Komplikationen hinzugetreten.

An dieser Stelle wird der Wert der Arbeit der Umlegungsbehörde deutlich. Denn der Wiederaufbau von Freiburg unterscheidet sich von dem anderer zerstörter Städte nicht nur darin, daß schon sehr früh eine Gesamtplanung vorlag, sondern auch darin, daß diese Planung im wesentlichen durchgeführt wurde. Die auf den Seiten 8 und 9 des vorliegenden Heftes in vergleichender Weise abgebildeten alten und neuen Grundstücksgrenzen machen deutlich, welche Schwierigkeiten sich einer Planung angesichts der verwickelten Eigentumsverhältnisse am Boden einer seit nahezu 800 Jahren ständig bebauten Altstadt entgegenstellten.

Zwar fanden die Ideen des schweizerischen Bodenreformers Hans Bernoulli für eine Kommunalisierung des Bodens und eine Trennung von Bodenrecht und Baurecht in Freiburg nach dem Kriege große Aufmerksamkeit; sie wurden jedoch bald als undurchführbar verworfen.

Auch nach dem Erlaß des Badischen Aufbaugesetzes vom 25. 11. 1949 war es nicht möglich, die Umlegung der Grundstücke in einem Zug zu bewältigen. Die Altstadt mußte vielmehr in 40 Blöcke aufgeteilt werden, deren Umlegung in tatsächlicher und rechtlicher Hinsicht die geduldige und – wie die Veröffentlichung ausweist – phantasievolle und erfolgreiche Arbeit der Umlegungsbehörde für dreißig Jahre in Anspruch nahm.

Ihr ist es zu verdanken, daß die Kluft zwischen kommunaler Planung, die in Freiburg ja auch in ihrem städtebaulichen und architektonischen Inhalt den heftigsten Angriffen ausgesetzt war, und den psychologischen Widerständen von Seiten der Privateigentümer überwunden wurde, die gerade angesichts der zerstörten Häuser wenigstens ihr Grundstück in der ererbten Form behalten wollten.

„Das Leben in der Stadt Freiburg begründete und ermöglichte in dreißig Jahren Arbeit zu einem fundamentalen Teil, im wahrsten Sinne des Wortes, die städtische Umlegungsbehörde, mit deren Auflösung im Jahre 1978 der Wiederaufbau als abgeschlossen gilt. Der Wiederaufbau der Stadt Freiburg unter Bewahrung aller historischen Grundlinien, des historischen Grundrisses und Stadtbildes, ist ein Werk, das die Verantwortlichen der Umlegungsbehörde in dreißig Jahren vollendeten und das man zurückblickend stolz und staunend heute wie ein Wunder betrachten kann.“

Tatsächlich wie ein Wunder mutet es an, daß die Umlegungen zur Gewinnung der Gemeinschaftshöfe im Blockinnern und des Raumes für die Arkaden aus ehemaligen Geschäftsflächen zustande kamen, obwohl pro Block bis zu 17 Neuordnungsvorschläge erarbeitet werden mußten, und daß bei einer Gesamtentschädigungssumme von 4,7 Millionen DM nur in zwei Fällen das Gericht bemüht wurde.

Wenn es im Schlußbericht des Bundeswettbewerb 1978 „Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau“, in dem Freiburg eine Goldmedaille errang, heißt: „Die Stadt hat es in einzigartiger Weise verstanden, vielfältige Aktivitäten in der Altstadt trotz der schweren Kriegszerstörungen lebendig zu erhalten und zu fördern. Im Wiederaufbau auf dem alten Stadtgrundriß wurde Altes mit Neuem auf das glücklichste verbunden, was einige wenige gestalterische Mißgriffe nicht ausschließt . . .“, so zeigt die Veröffentlichung „Das Ordnen eines Trümmerhaufens“ in sympathischer Bescheidenheit, aber auch mit berechtigtem Stolz, wieviel verborgene Arbeit dafür nötig war. Die Geschichte des Wiederaufbaus von Freiburg, die mit ihren Hintergründen auch Thema einer vom Rezensenten angeregten Freiburger kunsthistorischen Dissertation ist und auf der die gegenwärtige Stadtplanung in Freiburg ausdrücklich aufbaut, wie sich etwa aus den Informationen zum Flächennutzungsplan-Entwurf von 1966 ergibt, ist ein ermutigendes Beispiel dafür, wie eine traditionsbewußte Kommune in der Lage ist, über alle spektakulären und kurzlebigen Programme hinweg, ja durch Staatsumwälzungen, Kriege und Zerstörungen hindurch die Identität des Stadtbildes zu bewahren. *Wolfgang Stoppel*

**Angelika Bischoff-Luithlen: Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten.** *Ein Lese- und Nachschlagewerk zum Dorf- alltag in alten Württemberg und Baden. Unter Mitarbeit von Christel Köhle-Hezinger. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1979. 294 Seiten, 18 Abbildungen.*

In mühevoller Kleinarbeit hat Angelika Bischoff-Luithlen über Jahre hinweg Dorfarchive geordnet, unzählige Inventurbände, Steuerbücher, Erbschaftsverzeichnisse durchgesehen, sich mit Ratsschreiberprotokollen befaßt. Man kann leicht ermes- sen, welcher Aufwand an Arbeit damit verbunden war, zumal sich diese alten Schriftstücke bekanntlich in der Regel in wenig gutem Erhaltungszustand befinden und oftmals entsprechend schwer zu entziffern sind. Ganz abgesehen davon, verlangt es häufig eine Menge Einfühlungsvermögen und Kombinationsgabe, um die teilweise schwierigen Dialektbegriffe in eine allgemein verständliche Form zu übersetzen.

Doch dieses überaus zeitaufwendige, viel Fleiß und Ausdauer erfordernde Quellenstudium hat sich gelohnt und Früchte getragen, denn das Ergebnis ihrer Studien faßte Angelika Bischoff-Luithlen erstmals in ihrem im Konrad Theiss Verlag 1978 er-

schiene Buch „Der Schwabe und die Obrigkeit“ zusammen. Dieses flott geschriebene, unterhaltsam zu lesende und nachdenklich stimmende Buch enthält – nach Sachgebieten geordnet – sozusagen einen Extrakt des mehrjährigen Archivstudiums. Es zeigt den Dorfalltag auf der Schwäbischen Alb von allen Seiten beleuchtet. Was ihm fehlt, ist allenfalls ein Register.

Das Ende 1979 im Kohlhammer-Verlag erschienene Buch „Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten“ stellt gewissermaßen das wissenschaftliche Gegenstück dazu dar. Es soll, wie der Untertitel besagt, sowohl als Lesebuch als auch als Nachschlagewerk verstanden werden. Im wesentlichen umfaßt es die Sachgebiete des Buches von 1978. Neu daran ist die Aufschlüsselung nach alphabetisch geordneten Stichwörtern und die Untermauerung der einzelnen Artikel mit Zitaten und Hinweisen aus gedruckten und – besonders schätzenswert – aus undgedruckten Quellen. Eine schnellere Information ist daher möglich, wenn auch nicht vollständig gewährleistet, da die Aufteilung in Stichwörter nicht konsequent genug durchgeführt ist.

Der schwäbische Alltag auf dem Dorf von einst wird sehr anschaulich dargestellt mit seinem nicht nur gemütvollen Ablauf. Es wird deutlich, in welchen fest vorgezeichneten Formen sich das Leben abspielte. Jeder Außenseiter wurde bestraft; jeder beaufsichtigte jeden und erhielt für die Bespitzelung obendrein noch eine Belohnung. Alles war geregelt, überall waren Vorschriften vorhanden: von der Kleiderfarbe bis zum Umfang des Hochzeitsgeschenks, vom Bäumeplanzen bis zur Zugabe beim Viehkauf. Ja, sogar viele der uns heute nur noch schwer verständlichen Bräuche und Redensarten haben ihren Ursprung in einer Verordnung. Weitgehend bekannt ist, daß das „Heilige Blechle“ in den Zusammenhang der Armenfürsorge gehört; aber wer weiß heute noch, worin der „Metzgersgang“ seinen Ursprung hat oder warum noch bis in die neueste Zeit hinein Hochzeiten auf dem Dorfe gerade an Dienstagen abgehalten wurden. Einigermaßen beruhigend stimmt die Tatsache – das zeigen die sich mehrfach wiederholenden Hinweise auf Verordnungen –, daß sich die damaligen Dorfbewohner auch nicht gerade willenlos den erlassenen Gesetzen unterwarfen.

Das Buch gibt Information über eine weitgefächerte Thematik. Hier können jedoch nur ganz wenige Beispiele stellvertretend für die Fülle des gebotenen Materials genannt werden. So erfahren wir etwas über Backwerk mit ausgefallenen Namen wie „Mutscheln“, „Seelen“, „Bubenschenkel“; längst vergessene Berufe wie „Mau- ser“, „Leichensägerin“, „Zinkenist“ werden uns vorgestellt. Amüsant zu lesen ist, daß im 18. Jahrhundert in der Apotheke außer Medikamenten auch Kaffee, Tabakspfeifen, Siegelack, Schießpulver, Gänsefedern und Badeschwämme zu haben waren. Nachdenklich stimmt dagegen bei Ausdingverträgen die Notwen-



digkeit, daß das Bauernhepaar, das den Hof übergeben wollte, unter vielem anderen auch den Platz am Tisch und den Sessel am Ofen zur Bedingung machen mußte. Offenbar verstand sich dieses Recht nicht von selbst. Ähnlich bedrückend ist im sozialen Bereich das Beispiel der Bettelfuhr, wobei mittellose Kranke täglich unbarmherzig weiter von einer Gemeinde zur anderen abgeschoben wurden.

Neu gegenüber dem Buch von 1978 sind die zahlreich eingefügten Heiligenviten, die man – zumindest in dieser Ausführlichkeit und im Hinblick auf den Titel des Buches – hier nicht erwartet hätte. Ebenso neu sind übrigens die teilweise geänderten Festtage der Heiligen. Der staunende Leser entdeckt beispielsweise, daß der hl. Veit seinen Festtag (bisher 15. Juni) nun zusammen mit der „kalten Sophie“ begeht und daß die – übrigens sicher nicht nur im schwäbischen und badischen Raum bekannten – Siebenschläfer auf den 10. Juli (bisher 27. Juni) verlegt wurden. Wie überhaupt manches zu sehr verallgemeinert wird: Daß Michael, der Erzengel mit dem Schwert, das Böse bekämpft, ist sicher nicht nur süddeutsch; daß er aber auf Abbildungen des Jüngsten Gerichts die Leidenswerkzeuge trägt, stellt wohl eine seltene Ausnahme dar, während man ihn doch im allgemeinen mit der Seelenwaage als Attribut kennt.

Deutlich als Ausgangsbasis ist die Schwäbische Alb. Das läßt Angelika Bischoff-Luithlen in jedem zweiten Artikel durchblicken. Die vielfach ärmeren Verhältnisse dort stehen somit stellvertretend für ganz Baden und Württemberg. Das gilt für die steinernen Grabkreuze, die auf der Schwäbischen Alb im 19. Jahrhundert vielleicht für die Durchschnittsbevölkerung nicht erschwinglich waren, in den übrigen Gegenden jedoch leicht nachweisbar sind. Ebenso wird der für das Weinbaugebiet im Unterland doch sicher nicht unwichtige hl. Urban nur kurz gestreift. Bedenklich sind auch Verallgemeinerungen wie beim Stichwort „Backhäuser“, wo gesagt wird, daß die Backhäuser den Frauen vorbehalten seien. Im Unterland ist es durchaus auch Männersache, den Backofen anzuhetzen.

So weitgreifend das Stichwortangebot ist, hätte doch vielleicht auf das eine oder an-

dere verzichtet werden können („Akten“, „Flor“, „Weiße Frau“ usw.), während es auf der anderen Seite sicher nicht geschadet hätte, einen halben Satz hinzuzufügen. Der Artikel „Friedhof“ erwähnt zwar, daß die Friedhöfe seit dem 16. Jahrhundert von der Kirche weg an den Ortsrand verlegt wurden, verschweigt aber den Grund dafür, der in dem häufigen Auftreten von Seuchen im 16. und 17. Jahrhundert liegt.

Etwas verwirrend für den Leser, der das Buch im Sinne eines Nachschlagewerkes verstanden hat, wenn mehrfach mit Wendungen wie „...“, erwähnten wir schon“ (Stichwort „Hagebutten“) auf bereits besprochene Artikel hingewiesen wird und dann die Suche nach dem entsprechenden Verweis vergeblich ist. Andererseits sollten wahrscheinlich allzu viele Verweise vermieden werden, oder wie erklärt es sich, daß unter verschiedenen Stichwörtern fast wörtlich dieselben Passagen erscheinen („Einnähen“/„Tod“; „Dunke“/„Weber“ u. a.).

Als Auflockerung gedacht sind zusätzliche in den Text eingeschobene Bildtafeln, deren Erläuterungen von lakonischer Kürze sind. Meist gibt es jedoch ein entsprechendes Stichwort dazu, wenn gleich es eines nicht unbeträchtlichen Maßes an Phantasie bedarf, um die Erklärung zur Abbildung „Wetzrillen“ im Text unter „Teufelskrallen“ finden zu können.

Die Eile der Fertigstellung des Buches vermag manchen Mangel zu entschuldigen, besonders was Interpunktion und Orthographie betrifft. Druckfehler wie „dongeon“ (richtig: donjon) und „funaco dei tedeschi“ (richtig: fondaco dei tedeschi) hätten allerdings vermieden werden können.

Über all dem zuletzt Genannten darf man nicht den Blick aufs Ganze verlieren. Eine lohnende Lektüre und eine interessante Bereicherung der volkswissenschaftlichen ebenso wie der sozialgeschichtlichen Literatur liegt hier auf jeden Fall vor. Das Leben im ländlichen Bereich wird gleichsam von innen heraus beleuchtet. Dabei wird auf vielfältige Weise daran erinnert, daß über der dinglichen Erscheinung des Dorfes die Hintergründe zu allem Handeln und Geschehen im Alltag von einst nicht übersehen werden dürfen. Das Buch kann daher gerade auch für diejenigen von Nut-

zen sein, die sich mit der heutigen Situation und Entwicklung der Dörfer auseinandersetzen haben. *Sabine Weyrauch*

## Tagungshinweis

### Historische Freiräume und Denkmalpflege am 8. und 9. Oktober 1980 in Essen

Gemeinsame Fachtagung des Kommunalverbandes Ruhrgebiet und der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege (Arbeitskreis für Historische Gärten).

Am 8. Oktober 1980 sollen im Rahmen einer Vortragsveranstaltung in Essen aktuelle Probleme der Erfassung und Wertung, des Schutzes und der sachgemäßen Pflege sowie Restaurierung historischer Gärten, Parks und öffentlicher Anlagen vorgestellt und diskutiert werden. Am 9. Oktober 1980 wird eine Exkursion nach Schloß Nordkirchen bei Münster stattfinden, um am Beispiel der dortigen Gärten die historische und aktuelle Bedeutung überkommener Werke der Gartenkunst und die Aufgaben und Möglichkeiten ihrer denkmalpflegerischen Betreuung zu erörtern.

Die Fachtagung knüpft an eine Reihe von Veranstaltungen an wie das internationale Symposium 1975 in Schwetzingen „Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege“ (vgl. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Band 6 „Historische Gärten“), die Vorträge zum Thema „Historische Gärten, Kulturdenkmale mit Wohlfahrtswirkung und Freizeitwert“ anlässlich der Ausstellung „Grünes Baden-Württemberg“ 1977 in Stuttgart (vgl. Nachrichtenblatt 3/1978) und die Fachtagung „Sanierung und Rekonstruktion historischer Gärten“ 1978 in Ludwigsburg.

Die hier angekündigte Tagung soll neue Erkenntnisse und Erfahrungen dieses Problembereichs darstellen und die Forderung, sich dieser Kulturdenkmale mehr als bisher anzunehmen, mit zusätzlichen Argumenten erneuern.

(Auskünfte: Kommunalverband Ruhrgebiet, Kronprinzenstr. 35, 4300 Essen 1)

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

*Fotoaufnahmen stellen zur Verfügung:*

G. Bock, Oberopfingen 73;  
J. Feist, Pliezhausen 71;  
J. Hahn, Urgeschichte, Universität Tübingen 56;  
Krug-Luftbild, Heidelberg 40;  
Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart (Nr. LV 5065/3182) 51;  
Stadtplanungsamt Heidelberg 49 Abb. 32;  
Unrath, Urgeschichte, Universität Tübingen 57;  
LDA-Freiburg 78;

LDA-Karlsruhe 54, 55, 74, 75, 77;  
LDA-Stuttgart Titelbild, 38, 39, 41–48, 49 Abb. 31, 50, 59, 62, 64, 65.

*Die gezeichneten Vorlagen lieferten:*

Nach: E. Cartailhac und H. Breuil 1906 58 Abb. 4;  
Nach: L. Pales 1976 (Fig. 28) 58 Abb. 3;  
LDA-Karlsruhe 52, 53;  
LDA-Stuttgart (Zeichnung Th. Schwarz) 60, 61, 63, 67, 68 Abb. 14; 68 Abb. 13 (Zeichnung K. H. Eckhardt);  
LDA-Tübingen (Zeichnung NI) 72.



# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

## Forschungen und Berichte der Bau- und Kunst- denkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1

Peter Breitling  
Hans Detlev Kammeier  
Gerhard Loch

*Tübingen  
Erhaltende Erneuerung  
eines Stadtkerns*

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske

*Protestantische  
Frömmigkeit im Spiegel  
der kirchlichen Kunst des  
Herzogtums Württemberg*

München/Berlin 1973

Band 3

*Stadtkern Rottweil  
Bewahrende Erneuerung  
von Struktur,  
Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer  
Rolf E. Straub  
Ernst Willemsen

*Beiträge  
zur Untersuchung und  
Konservierung mittel-  
alterlicher Kunstwerke*

München/Berlin 1974

Band 5

*Der Altar des  
18. Jahrhunderts  
Das Kunstwerk in seiner  
Bedeutung und als  
denkmalpflegerische  
Aufgabe*

München/Berlin 1978

Band 6

*Historische Gärten  
und Anlagen  
als Aufgabengebiet  
der Denkmalpflege*

Verlag Ernst Wasmuth  
Tübingen 1978

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

*Die Kunstdenkmäler des  
ehemaligen Oberamts Ulm  
– ohne die Gemarkung  
Ulm*

Bearbeitet von  
Hans Andreas Klaiber und  
Reinhard Wortmann

Deutscher Kunstverlag  
München/Berlin 1978

## Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff

Band 1

*Forschungen und Berichte  
zur Volkskunde  
in Baden-Württemberg  
1971–1973*

Stuttgart 1973

Band 2

Herbert und Elke  
Schwedt

*Malerei  
auf Narrenkleidern  
Die Häs- und  
Hanselmaler in Südwest-  
deutschland*

Stuttgart 1975

Band 3

*Forschungen und Berichte  
zur Volkskunde  
in Baden-Württemberg  
1974–1977*

Stuttgart 1977

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff

Band 1

Günter P. Fehring

*Unterregenbach  
Kirchen, Herrensitz,  
Siedlungsbereiche*

Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna

*Das „Schlößle“  
zu Hummertsried  
Ein Burgstall des  
13. bis 17. Jahrhunderts*

Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann

*Sindelfingen/  
Obere Vorstadt  
Eine Siedlung des hohen  
und späten Mittelalters*

Stuttgart 1978

LDA · Selbstverlag

Vertrieb: Verlag  
Ernst Wasmuth  
Tübingen

Band 4

*Forschungen und Berichte  
der Archäologie des  
Mittelalters  
in Baden-Württemberg*

Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine

*Studien zu Wehranlagen  
zwischen junger Donau  
und westlichem Bodensee*

Stuttgart 1979

LDA · Selbstverlag

Vertrieb: Verlag  
Ernst Wasmuth  
Tübingen

Band 6

*Forschungen und Berichte  
der Archäologie des  
Mittelalters  
in Baden-Württemberg*

Stuttgart 1979

LDA · Selbstverlag

Vertrieb: Verlag  
Ernst Wasmuth  
Tübingen

Fundberichte aus  
Baden-Württemberg

Schweizerbart'sche  
Verlagsbuchhandlung

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff

Band 1

Rolf Dehn

*Die Urnenfelderkultur  
in Nordwürttemberg*

Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer

*Der Reihengräberfriedhof  
von Donzdorf  
(Kreis Göppingen)*

Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch

*Das Erdwerk  
der Michelsberger Kultur  
auf dem Hetzenberg bei  
Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer

*Die Tierknochenfunde*

Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek

*Das Paläolithikum  
der Brillenhöhle  
bei Blaubeuren  
(Schwäbische Alb)*

Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck  
Angela von den Driesch

*Die jungpleistozänen  
Tierknochenfunde  
aus der Brillenhöhle*

Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach

*Der römische  
Skulpturenfund  
von Hausen an der Zaber  
(Kreis Heilbronn)*

Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck

*Arae Flaviae I  
Neue Untersuchungen  
zur Geschichte  
des römischen Rottweil*

Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich  
Müller

*Das alamannische  
Gräberfeld  
von Hemmingen  
(Kreis Ludwigsburg)*

Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning  
Hartwig Zürn

*Die Schussenrieder  
Siedlung  
im „Schlößlesfeld“  
Markung Ludwigsburg*

Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck

*Die Tierknochen aus dem  
jungsteinzeitlichen  
Dorf Ehrenstein  
(Gemeinde Blaustein,  
Alb-Donau-Kreis)  
Ausgrabung 1960*

Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen  
Helga Schach-Döriges

*Das alamannische Gräber-  
feld von Giengen an der  
Brenz (Kreis Heidenheim)*

Stuttgart 1978



E 6594 FX

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
Eugenstraße 7, 7000 Stuttgart 1  
ISSN 0342-0027  
2/1980 9. Jahrgang April-Juni 1980

### Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

*Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.*

*Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).*

*Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.*

#### **Landesdenkmalamt**

Amtsleitung  
Abteilungsleitung  
Verwaltung  
Inventarisierung  
Öffentlichkeitsarbeit  
Technische Dienste

Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12 53 00

#### **Dienststelle Stuttgart**

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12 52 73  
Archäologie des Mittelalters  
Teckstraße 56  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

Bodendenkmalpflege  
(mit Abteilungsleitung)  
Archäologische Zentralbibliothek  
Schillerplatz 1  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 21 93/29 80

#### **Außenstelle Karlsruhe**

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 2 62 79

Bodendenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 2 98 66

#### **Außenstelle Freiburg**

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege  
Adelshäuser Straße 33  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 3 27 19

#### **Außenstelle Tübingen**

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters  
Schönbuchstraße 50  
7400 Tübingen-Bebenhausen  
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Bodendenkmalpflege  
Schloß/Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 29 90